

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 8.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1881]



Wir genügen der traurigen Pflicht, unsern Lesern Kunde zu geben von dem am 14. November erfolgten Ableben eines seit fast einem halben Jahrhundert treu bewährten Kämpfers für Freiheit und Recht — den wir zu den Mitarbeitern der „Neuen Welt“ zu zählen die Ehre hatten — des Herrn Prof. Dr. **J. D. H. Temme**. Bis kurz vor seinem Tode, bis in das hohe Greisenalter von 84 Jahren, war der Unermüdliche in seinem schriftstellerischen Berufe tätig — ein schwer erreichbares glänzendes Vorbild gebend für alle am grossen Kulturwerk der Menschheit Mitwirkenden. **Ehre seinem Andenken!**

Die Redaktion der „Neuen Welt.“

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(7. Fortsetzung.)

Ueber das glatte Gesicht des Generaldirektors flog ein Schatten des Unmuts und Mergers.

„Sie haben meinen Rat gewollt, mein Herr Stein, und nun, da ich Ihnen denselben offen und ehrlich gebe, bemerken Sie, daß er Ihnen nichts gilt. Antworten Sie mir, wenn ich bitten darf, auf eine rückhaltlose Frage gleichfalls ohne Rückhalt: Würden Sie es zulassen, daß Ihre Arbeiter staatsfeindlich wählen?“

Des Generaldirektors Stimme klang bei diesen Worten sehr entschieden, gleich als ob er ein Ultimatum stelle; um den Nachdruck, welchen er seiner Frage gegeben, noch zu erhöhen, hatte er sich erhoben und stand hochaufgerichtet, mit streng prüfenden und manenden Blicken vor Franz Stein. Auch dieser stand auf von seinem Sitze und auch seine Stimme klang sehr ernst und nicht minder entschieden:

„Vom Standpunkte strengster politischer Ehrenhaftigkeit, wie ich Sie auffasse, sehe ich, mein geehrter Herr Generaldirektor, augenblicklich noch kein anständiges Mittel, die Männer, welche in meinem Etablissement Arbeit genommen haben, von ihrer eigenen politischen Meinung und Ueberzeugung abtrümmig zu machen. Ein politischer Agitator bin ich nicht und werde es auch nie werden, das glaube ich fest, gleichviel, ob für die konservative oder eine andere Partei, und ein politischer Tyrann für die von mir Abhängigen zu sein, würde ich für ein schweres Unrecht

halten; — das — verzeihen Sie mir meine Offenheit — ist meine Antwort, Herr Generaldirektor.“

Des alten Herrn Antlitz hatte die steifsten Falten angenommen und eiskalt erklang es aus seinem Munde:

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, mein werter Herr. Ich sehe, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe. Unsere Partei und die erhabenen, von jartausend alter Geschichte geheiligten Grundsätze, welchen sie dient, verlangen vertrauensvolle und hingebende Anhänger, — wer nicht mit uns ist, ist wider uns, bedenken Sie das, mein Herr Stein, und lassen Sie es für heute mein letztes Wort sein. Haben Sie sich besser besonnen, so werden Sie mich zu jederzeit zu ihren Diensten bereit finden. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Franz Stein verbeugte sich und geleitete seinen Besuch zur Tür hinaus, bis an die breite Haupttreppe. Dort sprach er noch seinen Dank aus für die Ehre des Besuches, worauf der Generaldirektor mit einer sehr leisen und kühlen Kopfbewegung dankte, und begab sich dann nach seinem Arbeitszimmer.

Hier erwartete ihn niemand anders als Herr Gabriel Häfler. Dem kleinen dicken Herrn waren die zwanzig Minuten, welche er allein in Steins Arbeitszimmer zugebracht hatte, nicht lang geworden.

Raum war er eingetreten, so hatte er überall herumgeschmüffelt,

erst mit den Blicken, dann, als er auf dem Schreibtisch allerlei Schriftwerk über- und untereinanderliegen sah, auch mit den Händen.

Mitten auf dem Schreibtisch lag ein großes Löffblatt und darauf ein Briefbeschwerer. Warum sollte Herr Gabriel nicht nachsehen, was etwa darunter steckte?

„Verse — me hercale! Dieser profaische Kerl dichtet. Laß doch sehen! Hm — hm — gar nicht übel!“

Er las das Gedicht vor sich hinhimmelmelnd und dabei immer sorgsam horchend, ob er nicht Schritte der Tür des Zimmers nahen hörte, indem er sich befand.

„Was ist das

„O gib den Frieden, Frieda, mir zurück!“

„S'ist zum totlachen — hi, hi — dem fehlt der Frieden — die ewige Seligkeit warscheinlich auch, — und das soll ihm die Rieke geben, verrückter Kerl, hi, hi, aber gar nicht übel gesagt, und Frieda nent er die Rieke — das ist eigentlich — hi, hi — eine Unverschämtheit, denn meine Coeur-Dame heißt Frieda. Donnerwetter, da komt mir ein Gedanke. Die Verse sind nicht schlecht, aber ich — hi, hi — kann so etwas natürlich viel besser machen, selbstverständlich. Wie wär's, wenn ich mir das Ding abstenographirte und dann so ungefähr auf denselben Gedanken, der für mich auch natürlich viel besser paßt, als für diesen Hans im Glück, auch ein Gedicht machte. Wenn ich dann beide meiner Frieda vorlege und ihr zeige, wie ich das Dichten aus dem ff verstehe, gegen diesen hoffnungsvollen Anfänger, hi, hi — dann wird sie Respekt kriegen.“

Er zog Bleistift und Notiztafel hervor und stenographirte tüchtig drauf los.

Der geistreiche Gabriel war mit seiner Arbeit fertig, als Franz Stein eintrat. Er gab sich Mühe, ein recht harmloses Gesicht zu machen, und das war ihm bei seinen dicken Backen und winzigen Auglein eine Kleinigkeit.

Die Herren begrüßten einander. Franz Stein kam seinem Gaste höflich, aber sehr zurückhaltend entgegen, dieser jedoch wußte sich vor Liebenswürdigkeit gar nicht zu lassen und strengte sich sogar an, seiner quäkenden Stimme den Beifall des Herzlichen zu geben.

Er komme als außerordentlicher Botschafter des kaufmännischen Vereins, eröffnete er. Derselbe gebe demnächst ein großes Fest zur Feier des kronprinzlichen Geburtstages. Seine königliche Hoheit habe vor zwei Jahren bei seiner Anwesenheit in der Haupt- und Residenzstadt B., wie Stein ja wol wissen müsse, einen Ball des kaufmännischen Vereins mit seiner allerhöchsten Gegenwart beehrt und sich in der Fülle seiner Huld und Leutseligkeit herabgelassen, mit der Frau des Vereinsvorsitzenden die Polonaise zu eröffnen. Zu bleibendem Angedenken dieses für alle Vereinsmitglieder allerhöchst ehrenvollen Ereignisses habe der Verein seinerzeit unter großer Begeisterung und selbstverständlich einstimmig beschlossen, bis in alle Ewigkeit den Geburtstag Seiner königlichen Hoheit als allerhöchste Vereinsfeierlichkeit zu begehen. Nun sei er, Haßler, diesmal auf den Gedanken gekommen, den bevorstehenden vierzigsten Geburtstag des hohen Herrn durch ein Doppelfest zu feiern, nämlich durch eine Sonnabend stattfindende Vorseier in der Stadt und einen Sonntagsausflug mit den Damen des Vereins in's Gebirge. Dieser Vorschlag habe den allgemeinen Beifall gefunden und man habe beschlossen, den in der Nähe von Seifersdorf befindlichen Schächenberg zum Ziele des Ausflugs zu machen. Dabei komme man nun dicht bei Franz Steins Etablissement und seinem famosen, wirklich ganz famosen Wohnhaus vorbei, und ihm, seinem Freunde und —

„Na, 's ist ja längst kein Geheimnis mehr und keinen Menschen kann's mehr freuen, wie mich, hi, hi!“ fügte der liebenswürdige Gabriel etwas sauerrißig schmunzelnd und blinzelnd ein — ihm, seinem Freunde und zukünftigen Verwandten Gabriel Haßler, habe Franz Stein es zu verdanken, daß alle sechzehn Mitglieder des Vereinsvorstandes in vollster Einmütigkeit ihn ersuchen ließen, das Festarrangement in Seifersdorf zu übernehmen.

Franz Stein, der das Gespräch anfänglich fast one darauf zu achten, angehört hatte, schaute befremdet und keineswegs freundlich auf, als der unwillkommene Besuch in seiner schier endlosen Rede bis zu dieser Zumutung gediehen war. Aber ehe er seiner Bewunderung hätte Ausdruck geben können, fing Herrn Gabriels Plappermühle schon wieder zu malen an.

Er, Gabriel, sei wirklich sein Freund und dürfe sich als solcher jedenfalls erlauben, ihn noch auf etwas aufmerksam zu machen.

Au dem betreffenden Sonnabende gäbe es natürlich auch ein Souper, und an dem nähme, gewissermaßen als Stellvertreter des Kronprinzen, der herzlich gerne selber kommen würde, aber an seinem Geburtstage doch unmöglich aus seiner Familie fort könne, Seine Excellenz der Generallieutenant von Pommer teil — ein urfamoser, alter Herr, der nichts wie schlechte Wize im Kopfe habe und riesig viel essen und noch viel mehr — geradezu grandios, imponant — kneipen könne. Diesem hohen Herrn gälte nun immer der dritte Toast bei fraglicher Vereinsfeier — der erste müßte auf Sr. Majestät den König ausgebracht werden, das mache, meist sehr kurz, jaraus, jarein der Vereinsvorsitzende, der zweite feiere das erhabene Geburtstagskind, Se. königliche Hoheit den Kronprinzen, der werde stets von dem jeweiligen besten Vereinsredner gesprochen, diesmal von einem noch ziemlich jungen Kaufmann, der in Prosa und Poesie geradezu wunderbar reden könne, und dann käme als dritter Haupttoast, der auf Sr. Excellenz, und dieser müßte darum schon etwas besonders schwingvolles sein, weil die Excellenz selber anwesend sei und die liebenswürdige Eigentümlichkeit habe, stets einen Lieutenant mitzubringen, der gut stenographiren könne und den Toast auf den General Wort für Wort niederschreiben und folgenden Tags Ihrer Excellenz der Frau Generalin beim Tee vordeklaimiren müsse. Da sei es denn vor zwei Jahren z. B. vorgekommen, daß derjenige, welchem die Ehre zu Teil geworden sei, den Toast auszubringen, kurze Zeit darauf zu den Gesellschaften im Hause Sr. Excellenz zugezogen wurde — eine Bevorzugung, welche ihm klingende Vorteile in Menge gebracht habe, denn der Betreffende, damals ein vermögensloser Procurist in einem mittleren Bankhause — freilich ein schöner Mann, — Herr Gabriel blinzelte pffiffig bei dieser Bemerkung — habe bald nachher selbst ein Bankhaus eröffnen können und sei jetzt der von dem hohen Adel der Provinz gesuchteste Banquier. In leztvergangenem Jahre sei aber der Verein kolossal reingefallen; 's hätte sich nämlich jeder grade zu diesem unter günstigen Umständen so rentablen Toaste gedrängt und schließlich sei dann gelost worden und da sei ein älterer Buchhalter von Fortuna, — hi, hi, Fortuna! licherte Herr Gabriel — mit dem Toaste beglückt worden. Der habe sich von einem Studenten den Toast ausarbeiten lassen und dieser, welcher den General kante, sei nichtswürdig genug gewesen, in der Rede alle schwachen Seiten des Generals so malitios wie möglich zu berühren. So habe denn der unglückliche Buchhalter mit warer Donnerstimme das musterhafte, friedliche und glückliche Familienleben und die über alle Zweifel erhabene eheliche Treue Sr. Excellenz gepriesen, während man in ziemlich weiten Kreisen genau wisse, daß er eine reine Kantiippe zur Frau habe und sich trotz seines schon recht vorgerückten Alters beständig durch den intimsten Verkehr mit allen für seine Liebenswürdigkeit zugänglichen Schauspielerinnen, Tänzerinnen, ja sogar Käterinnen und Puzmacherinnen für den ewigen Krieg zu Hause entschädige. Dann sei es stadtbekant, daß der General viel und hoch spiele und daher sei es nur natürlich gewesen, daß er es für eine abscheuliche Bosheit gehalten, als der Toastirende donnernd verkündigt habe, er, der General, habe sich die Zuneigung des Publikums „spielend“ erworben.

Franz Stein hatte mehr als einmal nach der Uhr gesehen — er konte das Geschwätz beinahe garnicht mehr ertragen, wenn er auch noch Zeit hatte, es anzuhören. Darum fur er jetzt fast schroffen Tones mit der Bemerkung dazwischen:

„Ich begreife wirklich nicht, mein Herr Haßler, in welchem Zusammenhang Sie mich bringen wollen mit alledem, was Sie da mir zu erzählen für nötig halten — verzeihen Sie, meine Zeit ist heut sehr knapp bemessen.“

Er erhob sich ungeduldig. Doch Herr Gabriel Haßler war nicht so leicht abzuschütteln, er sprang auch von seinem Plaze auf, den er bislang, quecksilbrig hin und her rutschend und hupfend, behauptet hatte und schob sich geschwind zwischen seinen Wirt und die Zimmertür, als hielt er für möglich, daß derselbe ihm einfach davonzulaufen versuchen möchte.

„Bitte, bitte, nur einen kleinen Augenblick Geduld noch, bin gleich am Ziele“, sagte er eifrig. „War aber nötig, war ungeheuer nötig, daß ich Ihnen das alles erzälte, liebster, bester Freund Stein, denn sonst vermochten Sie die große und wirklich ehrenvolle Aufgabe, welche der Vorstand des kaufmännischen Vereins Ihnen zugedacht hat, garnicht zu würdigen. Daß ich mich aber kurz fassen kann, wie ein Latonier kurz, hi, hi, sehe ich nicht aus wie so ein alter Spartaner — was? das sollen Sie gleich sehen, bester Freund. Also diesmal will niemand von uns auf den

Toast anbeißen — der General ließ nämlich noch während der Tafel fort und hat monatelang über uns geflucht, hi, hi — diese frechen Esel vom kaufmännischen Verein, nante er uns immer — denken Sie sich nur um Gotteswillen! Endlich nach vieler Mühe und Plage haben wir ihn versöhnt, es hat uns ein Duzend Körbe Champagner, eine ganze Ladung Rehziemer und ein par schwere silberne Armlenlechter zu Weihnachten gekostet, und seinem Adjutanten haben wir zu mehreren riesigen Pumpen — natürlich unverzinslich und unkündbar — verhelfen müssen, damit er für uns bei jeder Gelegenheit ein gutes Wörtchen einlegte, und nun kommt er auch wieder auf unser Fest. Natürlich muß nun die Rede glänzend ausfallen, alle Welt ist gespannt darauf, Sr. Excellenz selbst am meisten, und Sie, liebster Freund Stein, Sie, von dem wir wissen, daß er nicht nur eine gründliche Bildung — die haben wir, Gott sei Dank! auch, hi, hi — sondern auch infolge ihrer Reisen riesige Menschenkenntnis und kolossale Gewandtheit besitzen, Sie, der Sie auch als Sohn eines reichen Rittergutsbesizers und großer Fabrikbesizer eine ansehnliche Stellung in unserer Gesellschaft einnehmen, Sie werden hiermit also, sage ich Ihnen, auf das schmeichelhafteste und ehrenvollste eingeladen, diesen Toast zu übernehmen.“

Der dicke Herr Gabriel hatte sich bei den letzten Worten riesig in die Brust geworfen und stand nun nach Möglichkeit hintenüber gebeugt, mit der rechten Hand zwischen Oberhemd und Weste, während sich die linke in die Seite stützte, vor Franz Stein.

Dieser sah seinem Besuch ins Gesicht mit einer Miene, als ob er ernstlich glaubte, derlei sei nicht mehr recht bei Sinnen. „Mir hat der Vorstand des kaufmännischen Vereins diese — Ehre zugebracht — mir, wirklich mir?“ fragte er.

Herr Gabriel haßler bejahte mit dem Hinzufügen, daß er,

Gabriel, allerdings viel dazu beigetragen habe, seinem Freunde Franz Stein zu dieser großen und, wie gesagt, unter Umständen äußerst rentablen Ehre zu verhelfen.

„Nun — ich danke Ihnen, mein Herr Haßler — ich danke auch dem Vorstände des kaufmännischen Vereins — sagen Sie demselben jedoch, daß ich auf solche Ehre ein für allemal verzichte. Ich sei nicht aufgelegt, solchen Festen beizuwohnen, und ich sei garnicht dazu angetan, durch geräuschvolle Huldigungen um die Gunst Höhergestellter zu werben.“

Herr Haßler konnte nicht glauben, daß dies Franz Stein's Ernst sei. Durch den General könne man mit der Aristokratie und mit den Kreisen der hohen Finanz in B. in intime Berührung kommen, durch den General einen Orden zu bekommen oder Kommerzienrat zu werden, sei geradezu ein Spaß, — und der General wisse bereits, daß Franz Stein den Toast übernehmen solle, täte dieser es nun nicht, so würde Sr. Excellenz das als eine persönliche Beleidigung betrachten und dies sei, abgesehen davon, daß sich auch der ganze kaufmännische Verein durch die Zurückweisung seines Anerbietens beleidigt fühlen müsse, auf alle Fälle eine bedenkliche und gefährliche Sache. Er solle sich also nicht erst lange zieren —

„Schlagen Sie ein, liebster, bester Freund Stein,“ schloß Herr Gabriel jovial, indem er Stein seine fette, kurzfingerige Hand entgegenstreckte, „schlagen Sie ein, denken Sie an Ihre Excellenz, die Frau Generalin — gefällt der Ihr Toast, so sind Sie binnen kurzem das enfant chéri unserer besten Gesellschaft und der Weg zu allen Ehren und Würden im Staate steht Ihnen offen. Ich beneide Sie darum, sage ich Ihnen, ich beneide Sie riesig, aber ich bin zu bescheiden, um selbst auf eine solche Ehre Anspruch zu machen. Schlagen Sie ein!“

(Fortsetzung folgt.)

Bibliothek Judenhezen in Rußland. der Friedrich-Ebert-Stiftung

Von C. Süßk.

(2. Fortsetzung.)

Wir könnten mit der Schilderung des Elends, das durch diesen Uvas über die Juden in Bobolien und Wolhynien hereinbrach, viele Spalten füllen. Man weiß heutzutage auch in Deutschland, was Ausweisungen bedeuten und kann sich das Elend one Mühe vorstellen, besonders wenn man sich erinnert, daß der größte Teil dieser Juden onehin schon in höchst dürftigen Verhältnissen lebte. Und nun wurden diese armen Menschen aufgeschreckt, aus allen ihren Existenzverhältnissen gerissen und ins Elend gestoßen. Es zeigte sich bei den Austreibungen so recht die Unwarheit der gegen die Juden erhobenen Anklage, daß sie sich auf Kosten der Bauern bereichert hätten. Es ist dies bei einzelnen Individuen gewiß der Fall gewesen, bei der großen Masse der Juden aber sicher nicht. Hier trat die trostloseste Armut zutage. Der kleine Handel, welchen sie trieben, war im allgemeinen kaum zur Bestreitung der bescheidensten Lebensansprüche ausreichend. Von der kümmerlichen Existenz der jüdischen Händler kann sich jedermann heute noch überzeugen, der Gelegenheit findet, die russischen Juden im Kleinhandel zu beobachten. Das Elend kam mächtig zum Vorschein und selbst der russischen Regierung konnte es auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Schalten wir hier gleich ein, daß die russische Regierung von vornherein eine Schwierigkeit nicht übersehen hatte, welche durch die Austreibung vom flachen Lande entstehen mußte, — die Anhäufung des jüdischen Proletariats in den Städten und die demoralisierende Wirkung dieser Anhäufung. Durch die bekante Verordnung vom Jare 1804 waren die Gouvernements Astrachan und Kaukasien der jüdischen Einwanderung erschlossen worden. Fabrikanten, Landwirten, Handwerkern, Handelsleuten u. s. w. wurde die Niederlassung in Astrachan und Kaukasien sowie der Erwerb von Grund und Boden gestattet, in der betreffenden Verordnung sogar vorgeschrieben, daß Handwerker und Landwirte, die an den ihnen überwiesenen Orten keine Arbeit fänden, sich mit der Bitte um Unterstützung an den Generalgouverneur wenden sollten, der wieder den Auftrag erhielt, über jeden einzelnen Fall dem Ministerium zu referiren, bezog dann über die Unterstützungsfrage zu entscheiden hatte. Es bezog sich dieses Unterstützungsrecht übrigens nicht nur auf die Gouvernements Astrachan und Kaukasien, sondern überhaupt auf die dünnbevölkerten Gouvernements in Zetaterinoslaw, Cherson,

Krim u. a. — den Juden war hier also nicht nur das Niederlassungsrecht eingeräumt, sondern auch der Anspruch auf staatliche Unterstützung. — Das war sehr anerkanntenswert und es hätte auch gute Früchte getragen, wenn diese Rechte nicht die russische Regierung zum Hüter besessen hätten. Es verstrich einige Zeit, da entstand plötzlich bei Gelegenheit eines Spezialfalls die Frage, ob die Juden in Kaukasien zugelassen seien. Anstatt nun diese Frage auf Grund der Verordnung von 1804 bejahend zu beantworten, beantragte der Finanzminister beim Ministerkomitee, den Juden die Niederlassung zu verbieten, weil vor der Erwerbung der betreffenden Gebiete den Juden nicht nur die Niederlassung, sondern auch der Marktbesuch verboten gewesen sei. Obgleich den Juden das Recht auf Grund- und Bodenerwerb zugestanden wäre, so seien ihnen doch für bürgerliche und kaufmännische Geschäfte und Gewerbe nur diejenigen Gouvernements erschlossen, welche von Polen erworben worden seien, wo ihnen die Regierung auch Kapitalien zur Errichtung von Fabriken zugesichert hätte. Astrachan und Kaukasien wären ihnen zur Ausübung von Handel und Gewerbe nur für den Fall geöffnet, daß sie in anderen Gouvernements nicht die erforderlichen Existenzmittel fänden. — Die Motive dieser vom Ministerkomitee genehmigten Entscheidung, die nur aderbautreibende Juden zuließ, lagen in der dünn gesäten christlichen landwirtschaftlichen Bevölkerung jenes Gouvernements und auf der anderen Seite in der Konkurrenz der christlichen Kaufleute, die sich heftig gegen die Zulassung der Juden sträubten.

Wie alles in Rußland originell zugeht, so war es auch hier der Fall. Am 15. Oktober 1835 wurde die gleiche Frage wieder aufgeworfen und diesmal im entgegengesetzten Sinne entschieden. Dann wurde wieder die Austreibung der jüdischen Bauern angeregt, doch erhob der Generalgouverneur Bedenken, da ganze Dörfer und große Güter von den Juden bewohnt, trefflich eingerichtet und gut bewirtschaftet seien. Man beließ diese Juden in Astrachan und Kaukasien und bestätigte 1857 ihre Niederlassungsrechte, verwies jedoch alle anderen Juden des Landes. Da jetzt großer Bedarf an Handwerkern vorhanden war, wurde dagegen den jüdischen Handwerkern das Verweilen im Lande auf Grund von Pässen gestattet.

Doch kehren wir zu unserer historischen Entwicklung der Judenfrage zurück. Wir sehen infolge des Notstandes unter den Juden selbst die Regierung aufmerksam werden. Nachdem sie zwei Jahre lang ausgetrieben, gelangte sie zur Einsicht. Am 5./17. November 1809 erfolgte plötzlich der Befehl, die weitere Ausdehnung der Ausdehnung sofort bis auf weiteres zu sistiren. Diese Regierungsent-schließung war erfolgt, nachdem die Bezirks- und Gouvernements-Verwaltungen dringliche Vorstellungen in Petersburg gemacht und die düstersten Berichte über die Lage der Juden und ihre grenzenlose Armut eingekandt hatten. Es wurde in diesem Bericht das Elend der Ausgetriebenen betont und auf die unheilvolle Zukunft für die Juden hingewiesen, falls die Ausdehnungen in bisheriger Weise fortgesetzt würden. Sie wären so arm, daß sie weder ihre Wohnorte verlassen, noch in neuen sich etablieren könnten. Die Behörden begriffen, wie man sieht, die durch die verkehrten Anordnungen geschaffene Situation. Man hob jetzt die weiteren Ausdehnungen auf, weil nicht alle Verhältnisse vorausgesehen wären und weil die Regierung die Ueberführung nicht auf ihre eigene Rechnung übernehmen könnte. Sie tat noch einen weitem Schritt, indem sie ein Komitee bilden ließ, das Mittel und Wege finden sollte, die Lage der Juden zu verbessern, namentlich ihnen andere Arbeitsgebiete zu erschließen. Die Geschichte

meldet uns nichts von der Tätigkeit dieses Komitees, seinen Untersuchungen und Vorschlägen. Wir wissen nur, daß es tatsäch-



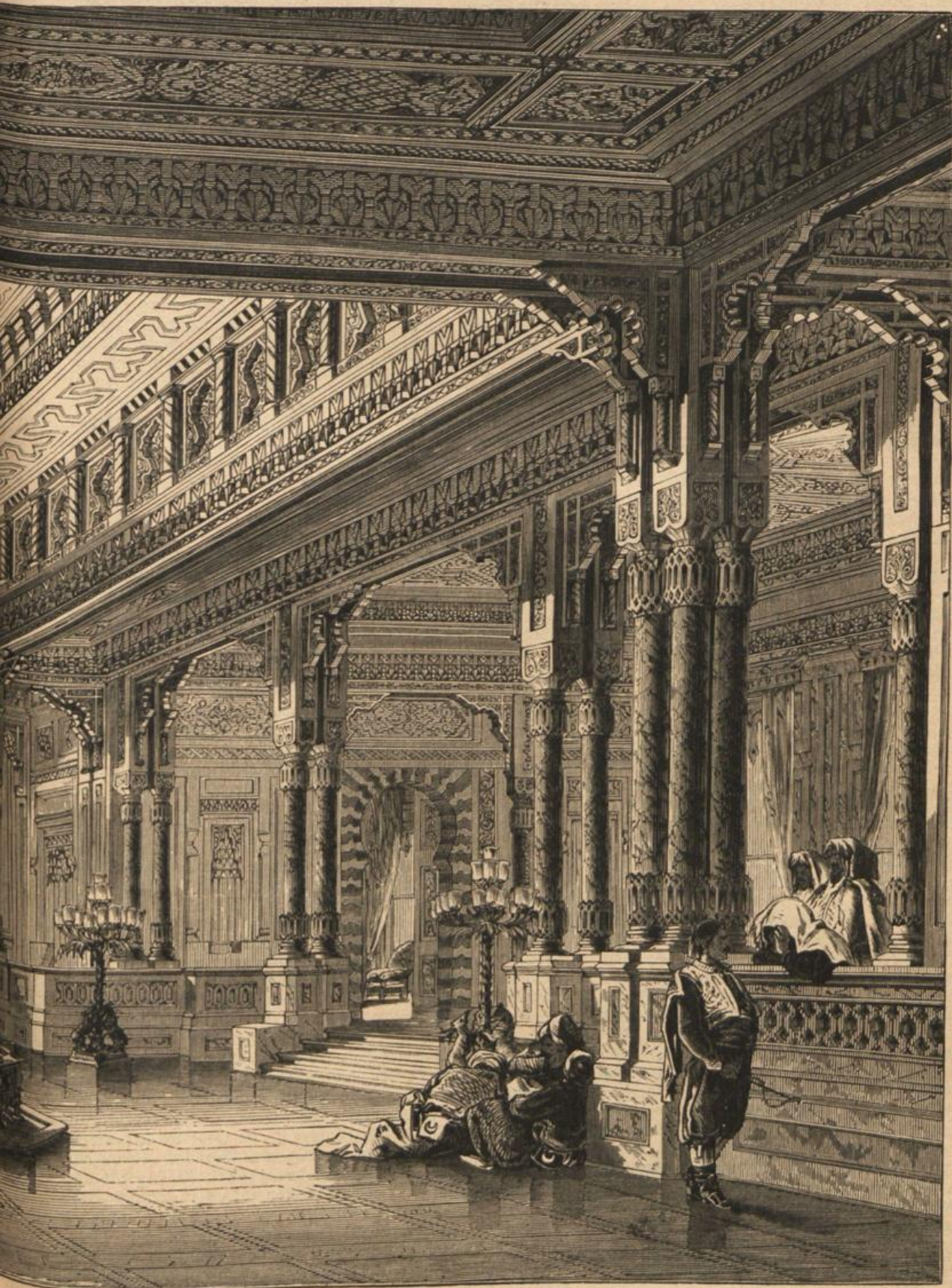
Der Tronsal im

sich in's Leben getreten ist. In den furchtbaren Kriegstürmen, in welche Rußland hineingerissen wurde, muß es, wie auch für

lich in's Leben getreten ist. In den furchtbaren Kriegstürmen, in welche Rußland hineingerissen wurde, muß es, wie auch für

längere Zeit die ganze Judenfrage, in Vergessenheit geraten sein. Eine zwölfjährige Ruhe folgte, in welcher die Ausgetriebenen ihrem

soluten Sicherheit aber hat sich wol niemand hingegeben; die Vergangenheit ließ mit Sicherheit annehmen, daß die Hezen zu



geeigneter Zeit wieder aufgenommen werden würden, und so kam es auch. Mit dem Jahre 1821 erfolgten neuerdings Maßregeln gegen die Juden, die ihre Austreibung vom flachen Lande in die Städte zur Folge hatten, und sich gegen die früheren noch ganz besonders durch

Rücksichtslosigkeit gegen das Schicksal der zu Uebersiedelnden auszeichneten. Früher hatte man doch noch auf Verträge und Besitzverhältnisse Rücksicht genommen und den Juden eine gewisse Zeit zur Abwicklung ihrer Verhältnisse gewährt. Jetzt jedoch dekretirte man einfach die Austreibung und ließ sie auch sogleich vollstrecken, ohne sich um ihre unheilvollen Folgen zu bekümmern. Man machte die alten Klagen wieder geltend; so sah der Militärgouverneur von Tschernigow die Bauern ihrem bestimmten Ruin entgegengehen, wenn nicht schleunigst die Juden aus den Staatsdörfern, „als wesentlich für die Bauern schädlich“ vertrieben würden. Die Austreibung wurde für dieses Gouvernement angeordnet und ausgeführt. Im Jahre 1822 wurde die Austreibung der Juden auch aus den Staats- und Kosacken-Dörfern und Flecken des Gouvernements Pultawa angeordnet. Gleich darauf erfolgte die Ausdehnung dieser Maßregel während einer Hungersnot auch auf Weißrußland. Der Senator Baranow erklärte bei dieser Gelegenheit, die Anwesenheit der Juden in den Dörfern und ihr Brantweinhandel ver-

schragan. (Seite 108)

traurigen Schicksal überlassen blieben, während die auf dem Lande zurückgebliebenen Juden wieder anzuleben anfingen. Einer abscheuliche das Elend der Bauern. — Wie die Juden als Pächter der Branntweinbrennereien benutzten, kam es

auch sehr häufig vor, daß sie ihnen die Naturallieferungen ganzer Dörfer verpachteten, um den möglichst höchsten Ertrag herauszuschlagen. Wäre es gestattet, diese Erscheinung mit dem Maßstabe der heutigen Moral zu messen, wir würden ebenso wenig wie wir dies bei der Brantweinpacht getan, Anstand nehmen, die jüdischen Pächter zu verurteilen. Tatsächlich aber taten sie, was gesetzlich erlaubt war, und will man gerecht sein, dann muß man auch hier wieder die Edelleute als vielmehr schuldig wie die Juden bezeichnen; die Regierung nahm Rücksicht auf diese Verträge. Sie dekretierte, was das durch die Juden angeblich angerichtete Unheil oder ihre eigene Teilnahme für die Bauern seltsam charakterisiert, daß die Juden, welche durch derartige Verträge gebunden waren, falls deren Dauer nur bis zum 1. Januar 1824 bestimmt war, bis zum Ablauf des Jahres 1823 im Pachtbesitz verbleiben durften. Erstreckten sich diese Verträge auf längere Zeit, dann hatten die Gutsbesitzer Entschädigung zu leisten, auch wurde bei Staatsdörfern die Staatskasse dafür in Anspruch genommen. Wie der Verkauf von Brantwein, so wurde den Juden in all diesen Gouvernements auch das Halten der Posten und der Hausirhandel verboten. Im Jahre 1827 ordnete man die Austreibung der Juden aus dem Gouvernement Grodno an. Auch hier wurde wieder menschlicher verfahren. Bei Interessen, welche durch die Austreibung geschädigt wurden, erhielt der arme Jude aus der Staatskasse hundert bis zweihundert Rubel Entschädigung. Wollte ein Jude, welcher keine Entschädigung erhalten, in den Städten und Flecken Häuser bauen, um darin zu wohnen, so sollte ihm, wenn es möglich war, das erforderliche Baumaterial dazu geliefert werden.

In dieser Zeit erinnerte man sich auch, daß die Austreibung der Juden aus den Dörfern Podoliens keine vollständige gewesen; im Jahre 1829 wurde sie deshalb von neuem auf Podolien, 1830 auf Kiew ausgedehnt, ohne daß indes hier für die Unterstützung oder Entschädigung der Ausgewiesenen irgendwie Sorge getragen worden wäre. Durch die einander überstürzenden Ausnahmemaßregeln gegen die Juden, durch die Plan- und Willkürigkeit derselben, die Rücksichtslosigkeit, mit der dabei im allgemeinen verfahren wurde, hatten sich die trostlosesten Zustände entwickelt. Es war dies ja auch natürlich. Die Juden in den Städten, welche onehin schon eng zusammengedrängt lebten, wurden durch den neuen Zuwachs vom Lande in die übelste Lage versetzt. Sie mußten ihren bescheidenen Verdienst mit den neuen Ankömmlingen teilen und die Folge war Hunger und Elend für alle, wol auch ein sittlicher Rückgang, da die beschränkte Berufstätigkeit zu einer Konkurrenz zwang, die dem Konkurrenten und Konkurrenten gegenüber zum Aufgebot kaufmännischer Schlaueit und Ueberredungskunst nötigte und die sittlichen Begriffe in bedenklicher Weise verwirrte. Man wundert sich oft über die „Mühlendammer“, wir werden aber aufdringliche jüdische Händler überall dort finden, wo sie ghettoartig nebeneinander zu wohnen gezwungen sind. Die gleiche Erscheinung trifft man übrigens auch unter ähnlichen Verhältnissen bei den Christen an, die Konfession, die „Rasse“ macht hier nichts, die Erscheinung, von der wir da sprechen, ist lediglich das Resultat bestimmter wirtschaftlicher Verhältnisse. — Die Armut der Juden in den Städten, die ihnen zum Wohnsitz angewiesen waren, steigerte sich infolge jeder neuen Austreibung; besonders groß war der Notstand in Podolien, Polhynien, in welchen Gouvernements bekanntlich schon einmal des Notstandes wegen die Austreibung sistirt werden mußte. Auch im kiewer Gouvernement zeigte sich ein großer Notstand und abermals erhoben die Behörden wieder ihre Stimmen, die Einstellung der weiteren Austreibungen anratend. Infolgedessen wurden sie auch bis zum Erlaß eines allgemeinen Statuts über die Juden widerrufen, nachdem bereits zahlreiche Familien von ihr betroffen worden waren und man großes Unglück angerichtet hatte. Am 13. April 1835 wurde das verheißene allgemeine Statut erlassen und dieses hielt in Anbetracht der großen Schwierigkeiten, welche sich ihrer Durchführung entgegenstellten, den Widerruf der Austreibungen im allgemeinen aufrecht. Allerdings war er kein unbedingter und definitiver, sondern nur ein zeitweiser, doch in Wirklichkeit kam die Zeit der Wiederaufnahme nie. Mit Ausnahme der Staats- und Kosjadendörfer in den Gouvernements Tschernigow, der Militärkolonie in Kiew und Podolien ist heute innerhalb der Sesshaftigkeitslinie der Juden das Wohnen in den Dörfern fast überall wieder gestattet. In den Gouvernements Wittebsk und Mohilew ist ihnen zwar nicht die feste

Ansjässigkeit und der Grundbesitz, doch wenigstens der Aufenthalt und die Ausübung ihrer verschiedenen Berufstätigkeit gewährt. (Artikel 16 Band 14 der Ordnung des Kaiserthums von 1876.) In der Praxis ist man auch in einzelnen Gouvernements von Ultrasland milder. Es gibt Ausnahmen, Kiew z. B., wo den Juden durch Manifest vom 23./6. 5./7. 1794 gestattet war, kaufmännische und gewerbliche Geschäfte, Handwerk u. s. w. zu treiben. Im Jahre 1870 fand die christliche Kaufmannschaft in Kiew, daß sie durch die Konkurrenz der Juden empfindlich geschädigt würde. Die Stadtvertretung wante sich deshalb mit einem Gesuch an die Regierung, die Juden aus Kiew auszutreiben und ihnen die weitere Niederlassung zu verbieten. Es stützte sich dieses Gesuch auf die alten städtischen Privilegien, welche nur christlichen Kaufleuten Handel und Gewerbe gestatteten, — auch auf die Reibereien und Mißhelligkeiten zwischen Juden und Christen. Die Regierung lehnte mit Rücksicht darauf, daß den Juden die Niederlassung und die Ausübung ihrer Berufstätigkeit 1794 zugesichert und durch kaiserlichen Ukas von 1801 bestätigt worden, ihre Austreibung ab, zumal mit dieser ihr gänzlicher Ruin verknüpft sei, weil sie nicht in den Dörfern und Flecken wohnen dürften, sich also keine neuen Existenzquellen suchen könnten. Die christlichen Kaufleute kamen damit nicht zur Ruhe, sie erneuerten vielmehr ihre Anträge und brachten es glücklich zu Stande, daß durch Ukas vom 2./14. September 1827 den Juden das Wohnen in Kiew verboten und ihre Austreibung anbefohlen wurde. Die Maßnahme fand nur bezüglich der Niedergelassenen eine Milderung. Die Grundbesitzer erhielten eine Verkaufsfrist von zwei Jahren; nach Ablauf derselben sollten die Häuser abgeschätzt und binnen drei Monaten öffentlich versteigert werden. Innerhalb dieser Zeit durften die Eigentümer mit ihrer Familie in der Stadt verbleiben, später nur auf Grund von Pässen aus denjenigen Städten, wo sie neue Niederlassungen genommen hatten. Es durften in Zukunft keine Kultus-, keine industriellen Lokale errichtet werden. Auf nicht zu lange Zeit wurde den jüdischen Kaufleuten I. und II. Gilde erlaubt, auf Märkten und Messen zu erscheinen. Nicht mehr als sechs Monate nach Erlaß des Ukases sollten die Regierungspächter und Lieferanten in Kiew sich aufhalten dürfen. Das gleiche galt von den Engros-Einkäufern. Der Jude, der vor dem kiewer Gericht zu erscheinen hatte, durfte während seiner Anwesenheit in der Stadt keinen Handel treiben. — Die nichtbesitzende jüdische Bevölkerung (die gesamte jüdische Bevölkerung bezifferte sich auf 452 Seelen) sollte ein Jahr nach Erlaß des Ukases die Stadt verlassen haben. Für die Grundeigentümer mußte die Verkaufsfrist verlängert werden, da innerhalb der gestellten Frist von dreißig jüdischen Eigentümern es nur vier gelungen war, ihre Häuser zu verkaufen. Als Ursache wird die große Stille des Geldmarktes bezeichnet, die wol mit der Austreibung der Juden im Zusammenhang stehen mochte. Wenn die Zwangsversteigerung erfolgte, so fürte der Generalgouverneur in seiner Vorstellung an die Regierung aus, dann würden die betreffenden jüdischen Eigentümer ruiniert werden. — Der Kaiser genehmigte die Verschiebung und zwar bis zum 1. Februar 1831. Man gestattete übrigens den zurückbleibenden Juden in Anbetracht der Zeitverhältnisse, welche Nutzen von ihnen erwarten ließen, das Halten von einem oder zwei jüdischen Schlächtern. Am 1./13. Februar 1833 erfolgte wiederum eine kaiserliche Verfügung, die die Ausweisung der zurückgebliebenen Juden bis zum 1. Februar 1835 verschob. — Die Juden baten jetzt, unweit von Kiew am Flusse Dybed eine Niederlassung anlegen und dort Handel und Gewerbe treiben zu können, den Bewohnern Kiew's solle es gestattet sein, in dieses Judenviertel zu kommen und ihre Einkäufe zu machen. — Der Gouverneur Graf Lewaschow fand kein Hinderniß, im Gegenteil erklärte er ihr Verbleiben in der neu anzulegenden Vorstadt als im allgemeinen Interesse liegend. Bei der großen Mäßigkeit der Juden in ihren Lebensansprüchen sei es ihnen möglich, viel billiger als die Christen zu produzieren und zu verkaufen. Der Nutzen der Gesamtheit müsse schließlich höher als das eigennützige Interesse der einzelnen christlichen Kaufleute und Gewerbetreibenden stehen. Es ist diese Aeußerung des Gouverneurs in hohem Maße bezeichnend; sie wirft auf die Motive der Austreibung ein grelles Licht und läßt deutlich erkennen, daß es in diesem Falle bestimmt der Wucher nicht war, der die Austreibung der Juden veranlaßte.

(Fortsetzung folgt.)

Von Edinburg in's Hochland.

Vierter Reisebrief aus Schottland von L. Fierck.

Zur Statistik Schottlands: Der Import von Leith, Areal und kultivierte Fläche. Beschäftigung und Wohlstand des Volkes. — Die Fischweiber von Newhaven. Portobello, Linlithgow und seine Schlachtfelder. König Robert Bruce. Stirling. Die Szenerien des Hochlandes.

Edinburg hat gegenwärtig etwa 235 000, Leith, mit dem es zwar nicht politisch, aber kommerziell und tatsächlich ein Gemeinwesen bildet, etwa 58 000 Einwohner. Hierzu kommen noch einige angrenzende Gemeinden wie Granton, Newhaven und Portobello, so daß zur Zeit etwa $\frac{1}{2}$ million Menschen oder ziemlich der erste Teil der gesamten Bevölkerung Schottlands in und um Edinburg vereinigt sind. Dieser Bedeutung entspricht der Verkehr in dem Hafen von Leith. Ich gebe die Ziffern des Imports nach der amtlichen Statistik, weil sie in doppelter Beziehung interessant sind. Zunächst beweisen sie, absolut betrachtet, den Aufschwung, den die schottische Hauptstadt nimm, und zweitens geben sie ein sprechendes Bild, wie die Segelschiffart in ähnlicher Weise von der Dampfschiffart verdrängt wird, als wir bei der Kriegsmarine die Substitution von Eisen für Holz kennen gelernt haben. Es liefern ein

im Jahre	Segel-Schiffe.	Tonnengehalt	Dampfer	Tonnengehalt	Schiffe und Tonnengehalt	Total
1852	4012	261 360	670	83 926	4682	350 286
1858	3840	275 970	1024	150 301	4864	426 271
1875	2301	304 201	1853	534 479	4154	838 680
1880	1684	261 407	2674	678 793	4358	940 200

Die Anzahl der Schiffe hatte sich also verringert, die beförderte Gütermenge aber ziemlich verdreifacht — welcher Gewinn für den internationalen Reichtum! Ein großer Teil des Imports bestand aus Getreide, da Schottland bei seiner dermaligen Bewirtschaftung außer Stande ist, seine Bewohner zu ernähren, und zwar weniger deswegen, weil das Land das nötige Getreide nicht selbst hervorbringen könnte, als weil die sozialökonomischen Verhältnisse in der bedenklichsten Weise zerrüttet sind. Einige Ziffern mögen sprechen.

Das Areal Schottlands beträgt 19 496 132 Acres (1 Hektar = 2,47 Acres). Von diesen sind nach den Angaben von Minoprio (Jahrbuch für Volks- und Staatswirtschaft aller Länder der Erde, Berlin 1880) überhaupt nur in wirtschaftlicher Benutzung 4 669 221 Acres, d. h. über drei Viertel des Landes sind der Wirtschaft entzogen und gleichzeitig auch fast ganz nutzlos für die Menschen, da im ganzen nur 734 490 Acres mit Wald bestanden sind! Noch bedenklicher erscheinen diese Ziffern, wenn man in Betracht zieht, daß von den in Kultur genommenen $\frac{4}{3}$ millionen Acres nur rund 2 millionen der Produktion menschlicher Nahrungspflanzen (namentlich Hafer, Rüben, Gerste und Kartoffeln) dienen, während das ganze übrige Areal entweder als permanente Weide dient oder aber nur zur Viehhütterung bestellt wird. Wenig mehr wie ein Zehntel des ganzen Gebietes dient also direkt zur Erzeugung der menschlichen Nahrung, wenig mehr wie ein und ein halbes Zehntel schafft die Nahrung für die vorhandene eine million Rinder und 7 millionen Schafe oder enthält den für jedes Land unentbehrlichen Waldbestand — das ganze übrige Schottland ist öde und leer! Welcher Gegensatz zur Schweiz, wo, ungeachtet der vorhandenen großen Gletschersflächen, gerade das umgekehrte Verhältnis stattfindet, nämlich one den Flächeninhalt der im Kanton Zürich vorhandenen Gärten $71,61\%$ des Gesamtareals produktiv verwendet werden!

Wie die Schotten sich beschäftigen und ernähren, zeigt uns die Gewerbestatistik, deren jüngste Aufnahme vom Jahre 1871 folgende Ziffern aufwies, in welche Kinder und Angehörige mit eingerechnet sind:

	Männlich	Weiblich	Zusammen
Gelernte und Beamte	67 457	60 755	128 212
Diener und Dienstboten	38 836	172 707	211 543
Landwirtschaft	382 960	364 237	747 197
Handel	155 345	128 258	283 603
Gewerbe	8:6 605	849 711	1 666 316
Unbestimt	123 142	152 331	275 473
Zusammen	1 584 345	1 727 999	3 312 344

Es entspricht der Natur der überwiegend in Viehzucht bestehenden Landwirtschaft, daß nicht einmal ein Viertel der Ge-

samtbevölkerung in ihr Beschäftigung fanden. Besser ist der Stand der Gewerbe und der Industrie, welche die Hälfte des Volkes ernähren. Einen großen Anteil daran nimmt die Montanindustrie, die im Jahre 1874 nicht weniger wie 18 665 612 Tons Kohlen und 3 655 553 Tons Eisen oder Eisenerze zu Tage förderte. Relativ bedeutend ist auch die Textilindustrie, welche in 680 Fabriken 154 919 Arbeiter beschäftigte, darunter aber nur 44 269 männlichen Geschlechts! Diese Tatsache gibt zu denken. Man weiß, daß durchschnittlich auf 100 Mädchen 106 Knaben geboren werden und trotzdem steht die vorhandene Anzahl der Bewohnerinnen zu derjenigen der männlichen Schotten im Verhältnis von 100 zu 100, bei den in der Textilindustrie beschäftigten Personen sogar in dem außerordentlich unnatürlichen Verhältnisse von 259 zu 100. Wir werden gleich sehen, wie dieses Ueberwuchern der Frauenarbeit den Anteil der Arbeit an dem Produkte noch geringer stellt, als dies in Großbritannien ohnehin der Fall ist.

Nach der Schätzung der Behörden, welchen die Erhebung der Einkommensteuer in dem Vereinigten Königreiche oblag, hatten die in dem Fiskaljare 1876 77 etwa vorhandenen $33\frac{1}{2}$ millionen Einwohner ein Einkommen von

570 331 389 Pfd. St.

und davon die etwa den neunten Teil der Gesamtbevölkerung bildenden Schotten

54 441 576 Pfd. St. (c. 1160 millionen Mark).

Wir sehen also, daß nur etwa $9\frac{1}{2}\%$ des Gesamteinkommens nach Schottland entfallen. Natürlich wissen wir nicht, wie diese 1160 millionen Mark sich im einzelnen verteilen, da die Durchschnittsrechnung, welche etwa 320 Mark für den Kopf und 1600 Mark für die Familie von 5 Köpfen ergibt, für ein Land mit so ungeheuren Besitzunterschieden eine sehr unpassende ist. Den einzigen Anhalt in dieser Richtung gibt uns die Statistik der Sparkasseneinlagen.

Am 20. November 1876 war der Kapitalbestand der unter Kuratoren stehenden Sparkassen im Vereinigten Königreiche

43 282 909 Pfd. St.

Die Postsparkassen in Großbritannien und Irland schlossen 1878 mit einem Mehr über die geleisteten Auszahlungen ab von

30 411 563 Pfd. St.

Mithin hatten die arbeitenden Klassen und kleinen Leute im Vereinigten Königreiche zwischen 1876 und 1878 einen Vermögensbesitz von zusammen

73 694 472 Pfd. St. (etwa $1\frac{1}{2}$ milliarden Mark).

Nach dem Prozentsatze seiner Bevölkerung sollten nun auf Schottland entfallen über 8 millionen Pfd. St., in Wirklichkeit ist aber der Anteil nur

6 245 124 Pfd. St.,

so daß die arbeitenden Klassen in Schottland sich in jeder Beziehung viel schlechter stehen als in England, was freilich nicht zum kleinsten Teile dem Umstande zuzuschreiben sein dürfte, daß die englischen Arbeiter sich durchgängig viel besser ernähren und kleiden, dagegen viel weniger Spirituosen zu sich nehmen als ihre schottischen Genossen.

Wir sehen also, daß auch nach der Gestaltung der sozialen Verhältnisse wenig von den idyllischen Zuständen zu finden ist, die man im Lande von Robert Burns so gern voraussetzen geneigt ist. Wie schön malt man sich in der Phantasie die lachenden Matten aus, auf denen mächtige Kühe weiden, den Hirten im Nationalkostüm, den Dudelsack blasend, während der nie fehlende gestreifte Plaid als Unterlage dient! Aber die Wirklichkeit?! Das Nationalkostüm ist fast ganz aus der Mode gekommen und ist eigentlich nur noch beim Militär üblich, dagegen dürfte es nach meinen Beobachtungen weit mehr Menschen wider ihren Willen an einer Fußbekleidung fehlen, als solchen, die freiwillig der absoluten und wie ich schon andeutete, durch das Klima ganz und garnicht motivirten Sitte folgen und auf ein Beinkleid verzichten. In den Reisebüchern wird auch stets auf eine besonders malerische Tracht verwiesen, welche die Fischweiber in dem zwischen Leith und Granton am Firth of Forth belegenen Newhaven tragen sollen. Ich bin mehreremale durch den Ort gewandert, one eine andere Wahrnehmung zu machen, als daß die vor Jahrhunderten von Fütland eingewanderten Bewohner,

die sich fast ganz unvermischt erhalten haben, entschieden schöner und kräftiger sind als die Hafensbevölkerung von Leith. Um schließlich wenigstens auf irgend eine Weise die Bekantschaft dieser malerischen Tracht zu machen, ging ich zu einem Bilderhändler, der alle möglichen schottischen Photographien feil hielt, meist in vorzüglicher Ausführung. Unter allen Abbildungen von Damen Newhavens war aber nur ein einziges Mädchen, das nach Gestalt und Pose als ein annehmbarer Typus gelten konnte, während die anderen mich ganz bedenklich an die berliner „Damen der Halle“ erinnerten. Während ich bezalte, teilte ich dem Händler diese Beobachtung mit. Er entgegnete mir lachend, daß die wenig reizenden Bilder die echte Weiblichkeit Newhavens repräsentierten, während das Original des von mir gekauften eine, er wisse nicht woher stammende Wäscherin Edinburgs sei! Eine ähnliche Geschichte passierte mir schon früher einmal vor Jaren bei einem Besuche der Insel Rügen. Möge die kleine Anekdote denjenigen Reisenden von Nutzen sein, die gern als „echt“ an Ort und Stelle zu kaufen lieben. Auch diese Liebhaberei ist in unseren fortgeschrittenen Zeiten eine nicht zu verantwortende Raivetät.

Die Wanderung durch die verschiedenen an einander grenzenden Hafensplätze und Fischerdörfer, welche einen Raum von mehreren englischen Meilen an der Küste des Firth of Forth einnehmen, ist sehr hübsch, besonders was die ständig wechselnden Fernblicke über den Meerbusen mit seinen Inseln und den vielen ihn belebenden Fahrzeugen anlangt. Portobello auf der Ostseite von Leith ist entschieden das angenehmste unter den vorhandenen Badeplätzen und ist seine Frequenz eine dem entsprechende. Will man aber eine Hochlandtour machen, so wird man mit Rücksicht auf die Unbeständigkeit des Wetters wol tun, auf eine Fußwanderung da hier zu verzichten und lieber gleich so schnell als möglich bis an die Berge zu faren. Ich sage mit Absicht „so schnell als möglich“, da ich noch nie in meinem Leben solche Bummelzüge gefunden habe, wie auf dem Caledonian Railway. Ist man erst in Stirling, ein Stückchen landeinwärts von der Stelle, wo der Forth in den Meerbusen ausläuft, so kann man diese langsame Beförderungsart als eine Spazierfahrt durch die Berge ansehen, die man wol akzeptiren kann, auf der ebenen Strecke von Edinburg bis Dinton ist aber die Fahrt für einen an die modernen Fargegeschwindigkeiten gewöhnten Menschen entschieden ärgerlich. Ich glaube, daß mehr wie ein duzendmal, d. i. für alle 2—3 englische Meilen einmal, angehalten und dann jedesmal ein endloser Aufenthalt gemacht wurde. Auf diese Weise hatte man Gelegenheit, sich jedesmal über Geschichte und Topographie der passirten Gegenden zu orientiren. Linlithgow interessiert uns als der Geburtsort von Maria Stuart. Es war im Jare 1542, als ihr kaum 30 jähriger Vater, Jakob V., bei Solway Moss, unweit von dem bekanten Bretna Green, mit seinen 10 000 Schotten von den Engländern besiegt wurde. Zum Ueberfluß gerieten noch 200 schottische Ritter in Kriegsgefangenschaft, obgleich die Engländer bedeutend in der Minderzahl waren. Dies nahm sich Jakob V. so zu Herzen, daß er in eine tödtliche Krankheit versiel. Da brachte man ihm die Nachricht, daß die Königin, seine Gemalin, einer Tochter das Leben geschenkt habe. „Nun wol, rief er aus, wie Gott will, es kam mit einem Mädchen und will wieder gehen mit einem Mädchen!“ Diese Worte enthalten eine Anspielung auf die Geschichte des Hauses Stuart, die durch Heirat zur Herrschaft gelangten, und wenn man will, eine Prophezeiung des tragischen Endes von Maria. Linlithgow gelangte später noch durch ein Attentat zu Berühmtheit. Ein Verwandter des Regenten Moray hatte 1570 die Frau des Ritters James Hamilton von Bothwellhouse beleidigt, der Regent verweigerte dem beleidigten Gatten eine Genugthuung. Dieser schwur Rache und benutzte die Gelegenheit, wo der Regent mit einer Prozession durch die Straßen zog, um ihn von einem Balkon im ersten Stock aus eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Der Regent starb sofort, seine Begleiter bemühten sich vergeblich, die stark verbarrikadirten Thüren und Fenster zu erbrecen. Inzwischen lief Hamilton durch eine Hintertür davon und entkam auf seinem, vorher bereit gehaltenen schnellen Pferde. Seine Verwandten mußten es um so schwerer büßen, so wurde der Erzbischof Hamilton, der letzte römisch-katholische Prälat Schottlands, auf der Forthbrücke bei Stirling an den Galgen gehängt.

Diese blutigen Ereignisse bereiten den Reisenden nun auf die Schlachtfelder vor, die er jetzt zu passiren hat. Da ist zunächst Sauchieburn, wo König Jakob III. von Schottland von einem

Haufen aufständischer Ritter unter der Führung seines Sohnes, des späteren Königs Jakob IV., angefallen und nach kurzem Widerstande getödet wurde. Alsdann erreichen wir ein sehr merkwürdiges Terrain, das sind die sogenannten Kluffelder von Ban-nochburn. Hier war es, wo am 24. Juni des Jares 1314 der König Robert Bruce von Schottland mit seinen 30 000 Schotten die gewaltige Armee König Eduard II., der zum Entsatze des durch Robert Bruce belagerten Stirling mit 100 000 Engländern heranrückte, vollständig auf's Haupt schlug. Dieser Kampf ist durch Sage und Geschichte in Schottland in ähnlicher Weise verherlicht, wie die Taten Arnolds von Winkelried und die Schlacht von Sempach. Die Menlichkeit wird um so größer, als der Erfolg in beiden Fällen von leichtbewaffneten Bürger- und Bauersleuten gegen Panzerritter erzielt wurde. Robert Bruce kämpfte wie ein Held und rettete für einige Zeit die Selbständigkeit Schottlands von England. Er hat es daher nicht verdient, daß jeder dritte Hansnarr in Schottland sich brüstet, von ihm abzustammen, in ähnlicher Weise wie man dies in England bezüglich einer angeblichen Stammurheberschaft durch Wilhelm den Eroberer hören kann. Wie wir ein amerikanischer Freund versichert, kann man drüben sogar von eingewanderten Schotten die Robert Bruce-Abstammungsgeschichte oft zu hören bekommen. Die Statistik belehrt uns, daß die Schotten nur zum kleinern Teil nach Amerika, dagegen mit Vorliebe nach Australien auswandern. Hoffentlich ist man dort noch nicht so von der Titel- und Auszeichnungssucht angekränkt, wie vielfach in den Vereinigten Staaten, und wird dieser Bruchteil wenigstens von der endemischen „Robertbrucitis“ — wenn diese Wortbildung gestattet ist — gründlich kurirt.

„Stirling müssen Sie unter allen Umständen sehen“ — mit diesen oder ähnlichen Worten waren wir mehrmals in London auf die schöne Lage dieser Stadt aufmerksam gemacht worden. Auch der Umstand, daß der weltbekante Reiseunternehmer Cook — das londoner Vorbild unserer Stangen und Riesel — alle seine Rundreisefouren über Stirling gehen läßt und bei seinen „ausgewählten perönlich gefürten Touren durch das Hochland“ einen Tag für Stirling spendet, schien diesen Ruf zu rechtfertigen. Wir fanden ein wenig interessantes Schloß, jetzt als Kaserne dienend, auf einem mäßigen mit Wald bedeckten Hügel, von wo aus sich ein Ueberblick über die Umgegend bietet. An Tagen, wo es weder regnet noch der Horizont in Nebel eingehüllt ist, soll man auch einige Berggruppen des Hochlandes sehen. „Hochland“ ist eigentlich ein problematischer Begriff. Ganz Schottland ist bis auf einige sehr schmale Taleinschnitte ein wirkliches Hochland, da es sich mehr als 1000 Fuß über den Meerespiegel erhebt und im Vergleich zu dieser Basis wollen die „Berge“, deren höchste Erhebung im Ben Nevis 4368 Fuß beträgt, nicht allzuviel bedeuten. Der Hauptzug sind bekantlich die Grompian, die das ganze Land von der Clyde-Mündung im Südwesten in breiter Kette bis Aberdeen und Fraserburgh im Nordosten durchziehen. Sie sind durchschnittlich etwas höher wie der Harz und die meisten deutschen Mittelgebirge, sehen aber viel niedriger aus, da der Beschauer in allen Fällen schon zu hoch sich befindet, um die bedeutendere absolute Höhe schätzen zu können. Sehr wesentlich unterscheiden sie sich freilich durch ihren Charakter von unsern heimischen Höhenzügen. Diese groteske Wildheit, diese schauerliche Dede, diese Seltsamkeit der zerklüfteten Felsformation findet man, außer in Norwegen vielleicht, nirgends in ähnlicher Weise. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, so wird man die Eigenartigkeit der Küstenbildung wahrnehmen, mit ihren viele Meilen ins Land schneidenden schmalen Meerbusen, die wiederum den Charakter von Binnenseen im Gebirge haben; die seltsame Inselgestaltung, die sich nur als Fortsetzung dieser durch die schmalen Meerbusen gebildeten Landzungen ausnimmt; die unzähligen Binnenseen endlich, welche die schmalen Flußtäler vielfach ganz ausfüllen und dann wieder durch einen kurzen Kanal mit einem der oben gefenzeichneten „Firths“, d. i. Mündungen oder „Lochs“, d. i. Seen, in Verbindung stehen. Wer für eine großartige wilde Romantik schwärmt, wer schauerliche Einöden und Schluchten liebt, wen es hinzieht nach der Stelle, wo Macbeth und Banquo den Hexen begegnet sein sollen, der reise ins schottische Hochland und wenn er etwa eine Gewitternacht im Tale von Glencoe erlebt haben wird, wird er das volle Verständnis mitbringen für Schrecknetze, wie sie die Mordnacht in Shakespeares Macbeth so naturgetreu der Wirklichkeit nachahmt.

Im Dorf der Schmied.

Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Fogler.

(7. Fortsetzung.)

„O, Jakob Barthold, ich empfind's mehr, als ihr denken könnt,“ — sprach sie, in immer sich steigender Erregung weiter, ich mein', es müßt' mir alles Blut in die Stirn steigen, wie ich euch da vor mir sitzen seh,“ — und es zuckte leidenschaftlich über ihr Gesicht, und ihre ganze Gestalt schien zu bebren — Hunger hätt' ich fast gelitten, wie ihr das herrliche Paris umlagertet und mit Kanonen hineinschoßet, und meinen armen Bruder, den Felix, des Vaters einzigen Sohn, habt ihr damals getödet, gemordet, — es war ein schöner, gesunder Bursch und frisch und fröhlich wie der Vogel im Wald, — ach, daß ich's klagen muß, euch, gerad' euch, — habt ihr denn kein Herz gehabt, gar keins, und glaubt ihr denn nicht, daß es schmerzt und das Herz zusammenkrampft, so bald man's denkt?“ —

Sie hatte immer leidenschaftlicher gesprochen, Wangen und Stirn waren ihr immer glühender geworden, und ihr Atem und ihre Brust waren stürmisch auf und niedergegangen. Zuletzt erstüßten Tränen ihre Stimme, und sie schlug beide Hände vor das Gesicht und legte in äußerster Erregung ihre Stirn auf die Kante des Tischchens, das vor ihr stand.

In dem jungen Meister regte sich's jetzt wie tiefes Mitleid mit dem armen Mädchen, und zugleich mischte sich's dazwischen wie eine leis aufkeimende Hoffnung, daß vielleicht gerade dieses herzbrennende Weh zum Ausgangspunkt einer Verständigung zwischen ihnen werden könnte. Füllte er doch infolge ihrer Worte antliche Empfindungen in seiner Seele wachgerufen, konnte er ihnen doch gleichartige und, wenn es darauf hier überhaupt ankam, gewiß nicht weniger begründete Klage gegenüberstellen!

„Bedenkt wol, wem ihr zürnt, Jungfer Helene,“ — sagte er ernst, „vielleicht mag ich mit euch demselben Geschick fluchen, das mir ein Teures geraubt! Als ich auszog, nicht freiwillig, sondern durch die Gezehe meines Landes gezwungen, wie alle andern, wieder über den Rheinstrom herüber, ins Herz Frankreichs hinein, war ein lieber Bruder mit mir, — hört ihr's, Jungfer Helene? — ein lieber Bruder auch, dem ein liebes Weib daheim saß und muntere Kinder — dem kleinsten wuchs der erste Zahn — er hatt' sich wacker gehalten, wie er's muß' und wie's im Krieg die Wehr der eig'nen Haut erheischt, und er ist nicht wiedergekehrt in die Berge des Schwarzwalds, und sein Weib ist eine einsame Wittib, und die kleinen Buben und Mädchen sind verwais't, und ich bin nun der einzige meines Vaters und der in ihrem Herzensharm weinenden Mutter, der's Har vor der Zeit gebleicht!“ —

Auch ihm wurde jetzt weich um's Herz, und von tiefster Rührung erfaßt, brach er plötzlich ab. Es konnte ihr nicht entgehen, wie ernst ihm seine Worte waren und wie er mit innigster Empfindung sprach, und sie hob wieder das Haupt und suchte sein Gesicht. Tränen, wie in dem ihren, standen freilich nicht darin, aber seine Züge waren sehr schwermütig und traurig.

Vielleicht hätte sie jetzt freundlicher als vorhin zu ihm gesprochen; da ging indes rasch die Thür auf, und Fritz Kolin trat mit festem Schritt herein. Er hatte kaum wargenommen, daß sich die beiden allein im Zimmer befanden, als sich seine Brauen finster zusammenzogen und eine Wolke tiefsten Verdrusses auf seine Stirn trat. Sein stechender Blick ging von dem einen zu der anderen; dann setzte er sich an einen Tisch seitab von Meister Barthold und rief Helene zu sich heran:

„Man sieh't's an deinen Augen, du hast geweint, Helene,“ — sagte er halb laut zu ihr. „Hat der drüben dir etwa Leid's getan? — Sag's grad' heraus, — ich will ihn heim schicken, den verfluchten!“ —

Das Mädchen machte, auf den jungen Schmied hinüberweisend, hastig eine Handbewegung, die ihn zur Vorsicht in seiner Rede mahnen sollte, und fragte ihn laut, daß es der andere hören konnte, was er zu trinken wünsche. Er bestellte sich, forschend über ihr Antlitz sehend und zornig mit dem Fuße stampfend, eine Flasche Roten, und sie ging, das Verlangte zu holen. Jetzt wendete er den Kopf und sah herausfordernd zu Jakob Barthold hinüber.

„Ihr habt was mit der Jungfer gehabt, Meister, — wollt ihr die Rechnung machen für eure vergebliche Müh' an der Kirchweih, oder wurdet ihr leed, weil ihr dachtet, die Schäferstündchen wären wolfeil geworden hier im Land?“

Er sagte es mit beißendem Spott und in der deutlich merk-

baren Absicht, ihn zu höhnen; denn heftige Eifersucht hatte sein Herz beschlichen. Der Schmied wante sich verächtlich ab; denn ihm lag nichts daran, sich mit ihm in einen Streit einzulassen, so sehr sich sein Inneres über die feindseligen Worte des wilden Burschen empörte.

„Fragt die Jungfer selbst!“ entgegnete er kurz, indem er einen Schluck aus seinem Glase nahm; er hatte offenbar die Absicht, bald zu gehen. Helene war inzwischen auf der Schwelle erschienen und hatte die letzten Worte des jungen Kolin und die Antwort Jakob Barthold's noch gehört.

„Hui, Fritz, daß du das sagen magst!“ sagte sie mit einigem Anmut, indem sie wieder an den ersteren herantrat und ihm die Flasche nebst einem Glase brachte. „Willst du's sicher wissen: 's war der alte Streit, und ich dachte des Bruders“ —

„Den das preussische Pack“ — — fiel er ihr hastig in die Rede, indem er dabei aufsprang und in plötzlich auflosender Wut vor den Schmied hintreten wollte. Aber er mußte rasch abbrechen; denn eine schwere Hand faßte plötzlich seine Schulter und zog ihn vor dem erschrocken auffarenden jungen Meister zurück.

„Werf' euch der Rangen um!“ donnerte es im gleichen Augenblicke zornig hinter ihm. „Schon wieder das alte Gedreß! Könt' ihr keine Minute zusammen sein, one den Streit zu beginnen, — kaum seid ihr herein, Fritz Kolin, — denn ich sah euch drunten noch um die Ecke biegen — und schon frißt's euch wieder im Blut, und ihr steht mit geballter Faust, — redet, was soll's?“

Es war die tiefe, klangvolle Stimme des Holzbauern, die ihm so heftig zusetzte. Der letztere war wieder in Geschäften unterwegs und hatte drüben im Nachbardorf den Traubenwirt getroffen, mit dem er gemeinschaftlich den Weg hierher zurückgelegt. Auch der Traubenwirt war sichtlich betroffen, bei seinem Eintritt mit dem Holzbauer Zeuge einer Szene zu werden, wie sie sich eben abzuspielen begonnen, und stand einige Sekunden unentschlossen an der Thür. Dann aber ging er mit der ihm eigenen Ruhe weiter in das Zimmer hinein, legte Leberock, Besenmütze und Stock ab und schien nun, sich an den Ofen lehrend, gemächlich zu warten, was ferner werden sollte.

Fritz Kolin hatte sich, wie er die derbe Hand an seiner Schulter füllte, überrascht und zornig umgewant, — als er dem Holzbauer in das gebräunte, jetzt finster drohende Antlitz sah, ließ er seine Arme rasch herabfallen und knirschte Unverständiges in sich hinein. Man merkte ihm leicht an, daß ihm gerade dieses Zusammenreffen am allerunangenehmsten war. Verdrossen ging er wieder an seinen Platz zurück, während der Holzbauer mit drohendem Schritt auf den still vor seinem Glase sitzenden jungen Meister hintrat und ihm mit warmer Herzlichkeit die Hand schüttelte. Dabei ruhten seine Blicke sekundenlang auf dem hübschen, traurigen Gesicht, und es war unverkennbar, daß sich darin echte Teilnahme und wirkliche Freundschaft für ihn aussprach.

„Ich brauch't' eigentlich nicht zu fragen, Fritz Kolin,“ — sprach er jetzt ruhiger, aber immer noch dicke Furchen auf der Stirn, zu dem Angeredeten hinüber, während er sich neben Jakob Barthold niederließ und sich ebenfalls etwas zu trinken bestellte.

„Ihr werdet den Streit begonnen haben, wie ihr stets gegen den Meister wettet, wenn die Red' auf ihn komt, und es ist immer dieselbe Geschicht', die euch das Hirn kratzt, und meinethalben mögt ihr denken, wie ihr mögt, — aber müßt' ihr stets vergessen, daß wir alle Menschenkinder sind, über denen dieselben Sterne ihren Gang halten und sich derselbe Himmel spannt?“

Es war dem Holzbauer mit diesen Worten heiliger Ernst, und doch schienen sie jeglichen Eindruck auf den jungen Kolin zu verfehlen. Denn er saß trozig da und war bemüht, sich jene vornehme Haltung zu geben, die er immer annahm, wenn er sich im Recht und verletzt glaubte, und die vor allem Helene so sehr an ihm gefiel. Am liebsten freilich hätte er den Holzbauer hart angegangen und den Schmied vom Tische hinweggestoßen; vorläufig aber fand er noch kein recht's Wort der Erwidrung.

Helene saß jetzt wieder still über ihrer Stiderei und schien mit ihren Gedanken beschäftigt. Der junge Meister sah mit son-

derbarem Ausdruck seiner Augen bisweilen zu ihr hin und im Zimmer rundum. Da stand — und seine Blicke blieben lange darauf haften — auf einem der Tische der festlich geschmückte Tannenbaum, nach gutem deutschen Brauch, und es mutete ihn noch seltsamer an, wie Gegenstände von der Art, wie sie jetzt wieder einen heftigen Streit herbeizuführen droten, in diesem trauten Raume aufeinanderstoßen und den Frieden zwischen den Menschen, die drinnen beisammen waren, stören konnten.

Der, welcher einen dieser Gegenstände auf das erbitterteste vertrat, war jetzt auf eine Antwort gegenüber den letzten Worten des Holzbauern gekommen.

„Wenn ihr vom Himmel redet, Holzbauer,“ — sagte er lässlich, ohne seine trozige Haltung aufzugeben und sich nach dem jungen Meister umwendend — „so denkt erst, ob die drüben“ — und er machte eine entsprechende Bewegung mit der Hand — „viel nach ihm fragen! Brauchst nur vor's Dorf zu gehen, wo die Straße sich abbiegt, wenn ihr euch erinnern wollt, wie sie des Heilands Bild zererschossen!“

Es befand sich am Dorfsende in einer Art Kapelle wirklich eine lebensgroße, buntbemalte Steinfigur des Erlösers am Kreuz, die durch eine Kanonenkugel während des Kriegs teilweise zerstört und herabgeworfen worden war. Erst nach Beendigung des letzteren hatte man sie wieder künstlich zusammengefügt und in ihre vorherige Stellung gebracht. Aber der Hinweis auf diesen angeblichen Kriegsfrevel des Feindes wirkte auf den Holzbauer nicht; er sah vielmehr Fritz Kolin ins Gesicht, als ob er sich überzeugen wollte, daß er wirklich ernsthaft gesprochen, und lachte.

„Ei, tut ihr fromm, Fritz Kolin!“ fuhr es ihm spöttisch heraus. „Geht! Als ob ihr nicht wüßtet, daß es nimmer anders geschehen kann in der Tollheit des Kriegs, — vielleicht habt ihr selbst, one daß ihr's wüßt, manch' Heilandsbild herabgeschossen, — und wer möcht' euch darum zürnen? — 's sind schon andere Dinge nach der Feldschlacht geschehen, und kein Hahn hat darüber gekräht!“

Dem jungen Manne begannen wieder die Muskeln zu zucken und das Blut ins Hirn zu steigen; denn er wußte nur zu gut, was der Holzbauer auch jetzt mit seiner Rede sagen wollte. Aber er hielt an sich und schwieg.

„Schaut auf, Fritz Kolin!“ rief dieser wieder gutmütig und veröhnlich. „Ich würd' euch nicht wehe tun wollen, aber was ihr wider den Meister habt, wider Jakob Barthold, der kein Insekt kränken kann und fleißig seine Arbeit tut wie einer —“

Fritz Kolin mochte dieses Lob des jungen Schmieds nicht hören und fiel dem Holzbauer in die Rede.

„Darnach frag' ich nicht, Holzbauer, und 's ist seine Pflicht, daß er die Arme rürt,“ sagte er hart und entschieden, und sein ganzes Antlitz färbte sich vor innerer Glut, „aber er ist und bleibt mein Feind, und ich mag ihn nicht, und wenn wir zur Rache ausziehen und 's wieder blitz und kracht, — er ist der erste, auf den ich's Rohr richt!“

Seine Augen leuchteten unheimlich und wild dabei, und er erhob drohend den Arm. Der Holzbauer hörte es staunend, und wante den Blick, mit dem er sein Gesicht umspante, nicht von ihm hinweg. Daß ihn ein so blinder, fanatischer Haß wider Jakob Barthold eingenommen, hätte er kaum geglaubt, — er wußte freilich auch nicht, daß ihn wilde Eifersucht in seinem Herzen gerade in diesen Augenblicken zu hellen Flammen geschürt. Er wollte jetzt aufstehen und bebend vor Born dem erregten jungen Manne in der heftigsten Weise erwidern. Wie aber der Schmied seine Absicht merkte, hielt er ihn sanft am Arme zurück.

„Laßt's, Holzbauer!“ sagte er mit traurigem Lächeln vollkommen ruhig. „Laßt's, 's ist besser so!“ Und er trank sein Glas leer und ging schweigend hinaus.

Das schöne Mädchen, das noch immer still über ihrem Stidramen geschäftig war, richtete leise das Haupt empor, wie er schnell der Türe zuschritt; einen Augenblick lang sah sie ihm nach, dann wendete sie, wie heimlich fragend, was er zu dem allem sage, ihr Gesicht dem Vater zu. Dieser stand noch immer ruhig am Ofen, und auf seinem glatt rasirten Gesicht war weder eine Anteilnahme in diesem, noch in jenem Sinne zu lesen; nur manchmal huschte es wie ein dunkler Schatten über die stillen, gleichmäßigen Züge, und seine Wimpern senten sich tiefer über die noch immer klaren Augen, — es mochten Erinnerungen sein, die ihm plötzlich kamen und gingen, Erinnerungen, die in einem gewissen Zusammenhange mit dem Thema der Streitenden standen und seine Sinne heimlich beschäftigten.

Jakob Barthold hatte seine Absicht, den Holzbauer von einer heftigen Antwort auf die letzte Rede Fritz Kolin's zurückzuhalten,

nicht erreicht; denn kaum war die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen, als es bei dem braven, offenerzigen Mann im höchsten Tone losbrach.

„Ihr müßtet euch schämen, Fritz Kolin,“ rief er und schlug dabei energisch auf den Tisch, daß des jungen Meisters leer gewordenes Glas mit lautem Klirren hoch aufsprang, „ihr müßtet euch schämen als eines reichen Bauern Kind, daß ihr solch' häßlich Geschrei anhebt! O, ihr meint, der Meister zittre vor eurer leeren, drohenden Red'? — Er hätt' euch schon heimzalen können, wie ihr's verdient, hätt' er's gewollt! Aber er mag keinen Handel haben mit solch' rohem Geßell, — ja, brüßtet und ziert euch nur, ihr bleibt doch, was ich sag!“

„Holzbauer!“ — schrie Fritz Kolin auf, außer sich vor Wut, und hatte Mühe, sich auf dem Stul zu halten.

„Was Holzbauer!“ wiederholte jener entschieden wie bisher. „Brüllt und schreit, wie ihr mögt, mir gilt's gleich, und ich hab' auch noch einen gesunden Arm, wenn ihr auf mich stürzen wollt wie ein wilder Eber und 's Faustrecht braucht! Ihr habt den braven Burschen an der Ehr' verletzt one Grund, und da 's geschehe, mögt ihr's euch selbst danken, wenn mir die Zunge läuft! Er ist ein ehrlich's Menschenkind, das sich nart im Schweiß seines Angesichts und gilt mehr vor jedem rechtshaffenen Herzen, als unredlich Gefindel, das sich bläht und spreizt und mit dem Geldsack prallt, den es füllt vom unsaubern Gewerbe bei Nacht auf einsamer Höhe —“

„Holzbauer, was will die Red'? — Und Fritz Kolin hob sich, wie er es, kochend vor Wut, herausstieß, wieder halb vom Stul empor und mußte alle Kraft seines Willens aufwenden, um sich zu bezähmen und nicht one weiteres auf jenen loszustürzen.

Der Holzbauer lachte laut und höhnisch auf und drehte ihm sein Gesicht mit noch größerer Entschiedenheit zu.

„Ha, ha, was die Red' will? — Ist euch der Verstand so schwer, daß ihr nichts kurze Wochen lang merken mögt?“ — rief er weiter. „Se, ihr wüßt's wirklich nicht, welch' einen schönen Fang die Grenzer droben getan, wer Wagen und Pferde droben gelassen und auf eiliger Flucht in wilder Nacht bei heulendem Sturm und fallendem Schnee querfeldein gelaufen, bis sie an ein Gehöft kamen, wo ein Mann zwei elende Widte, die 's nicht verdient, aufgenommen unter sein Dach? — Er mag nicht davon reden, denn 's war Menschenpflicht, — aber sagt, wüßt ihr's nicht, wie man die beiden hieß?“

Er hatte es hastig herausgeschmarrt, und vollends die letzten Worte hatte er nur mit Mühe hervorzustoßen vermocht; denn nun war's jenem zu viel, und er war aufgesprungen und hatte den Holzbauer an den Schultern gezerzt und ihn zum Fall zu bringen gesucht. Eine Weile — gerade so lange nur, wie er brauchte, um seiner Rede jene letzten Worte hinzuzufügen — hielt ihn dieser mit nervigen Armen an sich und schwankte mit ihm einige Schritte hierhin und dorthin; dann tat er einen heftigen Stoß und warf ihn weit von sich, daß er über einen im Wege stehenden Stul mit lautem Getöse auf den Boden schlug.

One sich weiter um ihn zu kümmern, zalte der Holzbauer seine Zehle und verließ rasch das Zimmer.

Der Traubenvirt und seine Tochter waren erschrocken hinzugesprungen, als sie sahen, daß der Streit einen so ernsten Charakter annahm; freilich hatten sie nichts tun können, um seinen heftigen Ausgang zu hindern, denn eh' sich's ahnen ließ, war Fritz Kolin von den kräftigen Armen des Holzbauern beiseite geschleudert worden. Wenn der Traubenvirt während der ganzen Dauer des Bants weder für den einen, noch für den andern Partei genommen, so war ihm doch vor allem dieses Ende desselben sehr unangenehm. Denn er war ein friedliebender Mann und wollte nicht, daß seine Schenkstube zum Schauplatz solcher Auftritte wurde.

Unterdessen war Jakob Barthold wieder in seine Werkstatt gekommen, stand am Feuer und schmiedete. Ihm war seltsam zu Sinne. Denn so tief er sich auch durch das wilde Benehmen des jungen Kolin verletzt fühlte, so gingen seine Gedanken doch immer wieder zu der Unterredung zurück, die er mit Helene vor dessen Eintritt gehabt. Und wenn er einen heimlichen Aerger empfand, daß die letztere durch Fritz Kolin's Hinzukommen unterbrochen worden war, so suchte er doch die freudige Ueberzeugung festzuhalten, daß seine warmen Worte auf das Herz des schönen Mädchens nicht one Eindruck gewesen und daß sie ihm darauf vielleicht in einer veröhnlicheren Stimmung, als sie ihr Gemüt bisher ihm gegenüber eingenommen, geantwortet haben würde; hatte es ihm doch nicht entgehen können, mit welch' seltsamen

Blicken sie, als er seine Rede beendet, zu ihm aufgegeben, war es ihm doch, als müßte er in ihren Zügen die tiefgeheimen Rührung lesen, die ihr Herz ob des großen Leids, die der Krieg auch ihm und den Seinen gebracht, bewegte. Und wenn dies geschah, so wäre es ihm viel, — viel gewesen! Denn immer tiefer und unabweisbarer war er sich seiner Neigung zu Helene inne

geworden. Wie nun das sonderbare Menschenherz einmal ist: je mehr es zurückgestoßen, verachtet wird, um so heißer und glühender lodert die Leidenschaft empor, und es scheint gerade der Schmerz zu sein, der ihre wilde Flamme nährt! —

(Fortsetzung folgt.)

Konrad Etkhof. (Schluß.) „Die Namen der Fürsten und Helden können einem Stüde Pomp und Majestät geben; aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicher Weise am tiefsten in unsere Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. Immerhin mögen ganze Völker darin verwickelt werden; unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand u. s. w.“ Mit diesen Worten wante sich Lessing gegen die vor ihm übliche unkünstlerische Manier, in den dramatischen Kunstwerken hauptsächlich nur Fürsten und sonstige wichtige Personen im Staate zum Gegenstand künstlerischer Darstellung zu machen und bezeichnete damit auch zugleich das wichtigste Gesetz der dramatischen Kunst. Nicht mehr der Pomp und die Herklichkeit des Hoflebens sollten über die Bühne gehen, sondern Liebe, Haß, Lust, Schmerz, Trauer, kurz das ganze Empfinden des Menschenherzens. Die dramatische Kunst soll nicht mehr vorwiegend unterhalten, sie soll sittlich erziehen; sie soll vollständig im edelsten Sinne werden, indem sie nur noch das rein menschliche, das im gesamten Volke vorhanden ist, in der künstlerischen Form zur Erscheinung bringt und sich zugleich mit ihrer Darstellung direkt zu ihrer Quelle, dem Volke, bezieht. Ließen sich nun aus diesem lessing'schen Satze Folgerungen ziehen, die in ihrer Anwendung auf das praktische Leben manchem der heute lebenden Verehrer unserer Klassiker sehr unliebsam sein würden, so wollen wir hier doch darauf verzichten und betonen nur die Bedeutung der darin vertretenen Anschauung für die darstellende Kunst des Schauspielers. Ganz abgesehen davon, daß die Schauspieler unter dem Einfluß derselben Verhältnisse wirken, leben und leiden müssen wie der Poet, konnten vor dem Auftreten des großen Gesetzgebers der Dramaturgie, sowie der Kunst überhaupt, die ersteren mit dem besten Willen schon nichts anderes darstellen, als das von dem letzteren geschaffene. Deorient weist in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst sogar nach, daß die Schauspieler im reformirenden Bestreben den Dichtern vorausgewesen seien. So fanden denn die „Haupt- und Staatsaktionen“ ihre Darsteller und so kamen denn auch die Manieren und Gebräuche der Höfe, namentlich des französischen, auf die Bühne. „Es war alles wie vom Balletmeister zugestutzt, alles geziert und auf's Keußerste übertrieben. Der Schritt war wie auf den Takt bemessen. Nur ein Fuß trug die stehende Gestalt, der andere war im coupe-pied mit der Spitze nur aufgestellt. Arme und Hände machten keine andere als gewundene Vogenbewegungen und fuhren im Patois völlig aus dem Geleise der Natur. Die Arme sagten durch die Luft, die Hände wurden wild geschüttelt, der Schritt spreizte sich und der Oberkörper wankte sich vorn und hinten über.“ Die reißrädigen Heldinnen trugen, wenn der Fächer allzuweh gegen das tragische ihrer Rolle verstieß, wenigstens ein Taschentuch in der Hand. „In vornehmen und tragischen Rollen herrschte der präziös gezierte Ton, sah man die geschwungenen Anbelegungen, flatterte immerdar das Schnupftuch in der Hand als die Flagge ansbändiger Noblesse.“ Das war Gebrauch auf der Bühne der berühmten um die Entwidlung der deutschen Schaubühne so verdienten Reuberin. Es war die Mode des pariser Hofes, die mit dem in Deutschland herrschenden französischen Wesen noch dominirte. Und wie sehr diese gleichzeitigen Bewegungen, „deren beständiger Gebrauch besonders den Frauenzimmern das Aussehen von Dratpuppen gibt“ — wie Lessing sagt — selbst tüchtigen Schauspielern schön erschienen, beweist der Umstand, daß der genannte mit letzteren in Konflikt kam, als er diese in der wohlwollendsten Weise wegen dieses Gebrauchs kritisirte. Es bedurfte der ausdauernden Arbeit des Genies eines Lessing, um das unnatürliche, hohle und verlogene Wesen zu vernichten und Konrad Etkhof hat dazu viel beigetragen.

Eine einfache und grundeherliche Natur, hat er es nie nötig gehabt, sich auf den falschen und verwerflichen Grundsatz zu stützen, daß der Künstler vom Kunstwerk getrennt werden müsse. Bei ihm war die Kunst Religion, nach seiner Meinung konnte nur der ein Kunstwerk schaffen, dessen Sein selbst künstlerisch gestaltet war. Nach ihm mußte der, welcher die Sittenreinheit auf der Bühne darstellen wollte, dieselbe auch im Leben üben, und das Laster, das er als Komödiant bekämpfte, als Mensch zunächst von sich selbst abstreifen, da in einer davon beschmutzten Seele sich unmöglich das menschliche Leben rein darstellen könne. Er hat denn auch in der oben bereits angemerkten Schauspielerschule über die besonders notwendige Moral für seinen Stand ein Bierselbst lang vorgetragen. Nur dieser seiner Ueberzeugung ist es denn wohl zuzuschreiben, daß er noch kurz vor seinem Tode den Vorschlag zur Begründung einer Pensionstasse für seine Standesgenossen machte, denn er hatte mit seinem offenen Blick jedenfalls längst erkannt, daß nichts mehr geeignet ist, das von ihm so hoch geschätzte Gut zu vernichten oder im Keime zu ersticken, als wie die bleiche Not mit ihren Folgen oder doch die Aussicht auf dieselbe. Wie viele folgten denn dem rührenden

Beispiele der Reuberin, die fest und standhaft ihr edles Ziel vor Augen behielt trotz aller Misere, und die schließlich zum Dank für ihre Bemühungen im Elend starb! Die meisten ihrer Kunstgenossen trugen dem falschen Geschmack des Publikums Rechnung und machten allerdings ihr Geschäftchen dabei und zerstörten, weil ihnen jedes künstlerische Gewissen abging, das, was mühsam aufgerichtet war. Er hatte sich zwar auch mit großer Sparsamkeit und Entbehrungen durch seine materiell keineswegs glänzende Lage hindurcharbeiten müssen — sein überhaupt höchstes Gehalt betrug, als er Direktor des Hoftheaters zu Gotha war, 600 Taler und 9 Klafter Holz! — aber die Liebe zu seiner Kunst und die Kraft, mit welcher er ausgerüstet war, besaßen und bezizen nicht alle Menschen und es ist deshalb charakteristisch für ihn, der viel angefeindet und wegen seiner Größe beneidet wurde, daß der letzte Gedanke vor seinem Tode dem Wol und Wehe seiner Reider gehörte.

So war er denn selbst auch dem vielen Wechsel der Stellungen und der Unruhe abhold, wie schon die siebenzehnjährige Zugehörigkeit zur schönemannischen Truppe beweist.

Seine seinem Beruf ungünstige Figur wurde bereits erwähnt. Klein, hochschultrig, von sich besonders in den starken Knöcheln der Beine zeigendem edigen Knochenbau, war seine Gestalt den Liebhaberrollen durchaus nicht günstig. Sein Gesicht — unser Porträt ist sehr gut; es ist nach dem von Graff gemalten angefertigt — zeigte starke Züge, mit energischem und weichen Ausdruck und entschiedene Würde. Das Auge war, nach Zißland, seinem Schüler, „wenn auch nicht groß, von einem Email, welches weithin glänzte und des heftigen wie des sanftesten Ausdrucks fähig, und mit einer Stimme war er begabt, welche an donnernder Macht, Zartheit und Wollaut seines Gleichen auf der deutschen Bühne noch nie gefunden hat.“ Wie aber Einfachheit und Natürlichkeit sein privates Leben auszeichneten, so auch seine künstlerische Tätigkeit. Daß er in den komischen Rollen noch die Franzosen nachahmte, hat seinen Grund in dem Umstande, daß er in diesem Fache nicht die Erfindungsgabe besaß wie sonst, und selbst Lessing hat diese Schwäche entschuldigt und nur als eine vererbte Gewohnheit bezeichnet. Dagegen war Etkhof in der ersten Gattung selbstschöpferisch tätig und hierin hat er denn auch reformatorisch gewirkt. Selbst sein großer aber jüngerer Zeitgenosse Schröder, der Etkhof vielfach getadelt und sogar ungebührlich behandelt, gesteht, viel von ihm gelernt zu haben, besonders in der Kunst des Vortrages, denn in seinem Munde sei die schalteste Prosa zur Poesie geworden; der bloße Ton seiner Stimme habe Tränen entlockt. Und als er sich einst vorgenommen habe, ihm wegen seiner unpassenden Figur in der Rolle des Dedit auszulachen, sei ihm von dem unähnlichen Wollaut seiner ersten Worte die Brust geschwollen und aller Späß vergangen. Er war der größte Theaterredner, den wol je eine Nation gehabt, sagt derselbe, jedenfalls glaubhafte Gewährsmann.

Wie sehr aber auch Etkhof der Forderung genüge, die Lessing an einen Schauspieler mit den Worten stellte: „Er muß überall mit dem Dichter denken: er muß da, wo dem Dichter etwas menschliches widerfahren ist, für ihn denken,“ zeigt uns am besten, was er an Nikolai schrieb, als dieser ob seiner Darstellung des Odoardo in dem klassisch-schönen Stück „Emilia Galotti“ entzückt war: „Wenn der Autor so tief in's Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler wol nachtauchen, bis er ihn findet. Dies ist freilich mühsam und mißlich. Nur wenige Autoren machen es dem Schauspieler so schwer wie Lessing. Man kann sie leicht haschen, sie schwimmen oben auf wie Baumrinde.“ Hält man dieser treffenden Beurteilung Lessing's das gegenüber, was dieser im zweiten, dritten und vierten Stück seiner „hamburgischen Dramaturgie“ über Etkhof schreibt, so hat man ein richtiges, aller Schmeichelei bares Urteil von den und über die beiden großen Zeitgenossen. Jedenfalls kann ein Künstler auf ein Urteil stolz sein, das ein Lessing hier über seine lebenswäre Leistung wie an anderer Stelle (20. Stück) über sein Mienen- und Gebardenpiel fällt.

In der Rolle des Odoardo hatte Etkhof aber auch den Gipfel seiner Leistungen erfliegen. Der ware Ton der Natur, den er hier anschlug, packte derart, daß ein Zeitgenosse schrieb: „Er hat mein ganzes Blut in Aufrühr gebracht; alle Adern sind mir geschwollen.“ Und als dieser nach der Vorstellung denselben Etkhof vorgestellt wurde, maß er ihn mit den Augen von oben bis unten und rief: „Das Männchen da ist nimmermehr Odoardo; der war acht Zoll größer, stark und stämmig.“ „Wer war so immer der Mensch und niemals Etkhof?“ so fragte ein anderer und auch Nikolai bezeugt an anderer Stelle, daß er beim Betreten der Bühne bis zur äußersten Illusion immer der Mann gewesen wäre, den er vorgestellt habe. Da darf es uns denn nicht wundern, wenn einst ein Bauer, als Etkhof den „Bauern mit der Erbschaft“ spielte, ausrief: „Wo hebbten die Vüt man den Buren herkegt?“ und es gar nicht glauben wollte, daß dieser von einem Schauspieler dargestellt würde. Um aber noch an ein par Beispielen zu zeigen, wie wenig solche lobenden und seine Leistungen im höchsten Grade hochschätzenden Urteile imstande waren, sein bescheidenes, echt künstlerisches Wesen zu verrücken,

fürten wir noch an, wie er bis in sein hohes Alter selbst gar keinen Anstand nahm, die untergeordnetsten Rollen zu spielen, wie er selbst an der Kasse gestanden und Billette abgenommen und die verschiedenen Uebersetzungen, welche von ihm herrühren, nicht unter seinem Namen erscheinen ließ und sie sofort unterdrückte, wenn eine neue, bessere erschien. Diese Selbstlosigkeit ist eines ächten Künstlers würdig und sie erklärt denn auch die große Liebe, welche er für seinen Stand hegte. Der letztere war noch kurz vor seinem Aufstreten allgemein mißachtet — war doch seine Aufgabe hauptsächlich, seine Mitmenschen zu erlustigen — durch ihn wurde seine Bedeutung für das geistige und sittliche Leben entgeltlich begründet und er aus einer Gruppe der Mißachtung zur höchsten Achtung und Wertschätzung in der menschlichen Gesellschaft emporgehoben.

1776 wurde ihm noch von Mannheim die Stelle eines Lehrers der Grundfäße der Dramaturgie angetragen und im nächsten Jahre erhielt er eine Einladung nach Weimar, wo er mit dem Herzoge, dem Prinzen Konstantin, Goethe u. a. den Bestindier vorstellte. Am 11. Februar 1778 betrat er als Geist im „Hamlet“ zum letztenmal die Bühne, seine letzten Worte, die er in seiner schauspielerischen Tätigkeit sprach, waren: „Ade, Ade, Gedanke mein!“ Den 16. Juni 1778 früh starb er, nachdem er seit Ende 1776 gekränkelt. Den nächsten Tag fand auf der schwarz bekleideten Hofbühne eine förmliche Trauerfeierlichkeit statt. Die Leiche wurde auf Kosten der Freimaurerloge beerdigt. Er teilte demnach auch inbezug auf Verlassenschaft das Los der großen Männer Deutschlands.

Der Stein auf dem gothaer Friedhofe mit der einfachen Inschrift: „Hier ruht Ekhof“ ist verschwunden; im Vestibül des dortigen Theaters wurde an seinem hundertjährigen Todestage seine überlebensgroße Marmorbüste aufgestellt. Ein Aufruf zu einem Denkmal ist unerhört verhallt. Seine heute besser situirten „Kunstgenossen“ scheinen die oben erwähnten letzten Worte vergessen zu haben. Fr. Nauort.

Der Tronsal im Palast Ischeragan. Der mit orientalischer Pracht ausgestattete Saal, den unsere Illustration auf Seite 100 und 101 zeigt, ist der größte und prunkvollste Raum eines der neuesten und schönsten Paläste des türkischen Herrschers. Besonders bekannt wurde das Gebäude dadurch, daß der Sultan Abdul Aziz in ihm eines freiwilligen oder unfreiwilligen Todes starb und daß eine Menge Bewaffneter vor und in ihm am 20. Mai 1878 jenen allbekannten Putschversuch machte. Der Palast ist wol erst in diesem Jahrhundert erbaut und trägt äußerlich und innerlich durchaus die Physiognomie des byzantinischen Baustils. Entwurf und Ausführung sind das Werk des türkischen Architekten Nub Zalin. Im Mittelpunkt des Gebäudes gelegen, genießt man von seinen Fenstern aus eine herrliche Aussicht über einen prachtvollen Park und entgegengesetzt über den Bosphorus bis zu der in der Ferne nur in vor dem Blick verschwimmenden Linien sichtbaren Küste Afienas. So üppig wie das Leben und die Natur überhaupt im Orient, so üppig ist auch der Schmuck, den wir hier nach allen Richtungen gewahren. Die Deckengewölbe sind reich verziert, und werden von Säulen getragen, deren Schäfte aus grünem Marmor, Sockel und Kapitale aus weißem Marmor hergestellt sind und die parweis verbunden die Funktionen des Tragens ausüben. Dazu die Ballustrade aus weißem Marmor, der mit Fresken geschmückte Stuck, welcher zur Decoration der Wände des Saals verwandt wurde, die kostbaren Teppiche als Fußbodenschmuck, die wertvollen Lustres und Kandelaber und die orientalische Farbenpracht, in der alles strahlt, das alles macht in Summa einen Eindruck, wie wir Nordländer ihn nicht gewöhnt sind. Wer in den architektonischen und ornamentalen Formen zu lesen imstande ist, der wird uns beistimmen, wenn wir behaupten, daß man hierin einen sehr lebendigen Ausdruck des Fühlens und Denkens des betreffenden Volkes findet, und so zeigt sich denn auch in der Ausschmückung unseres Saales die Herrschaft des Phantastischen, wie sie dem Morgenländer eigen und eines seiner hervorragendsten Merkmale ist. ff.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Schauspieler-Gehälter vor 100 Jahren. Wenn man die kolossalen Summen, die eine Patti und die Lucca bekamt, um nur an einem Abend ihre Stimme hören zu lassen, mit denen vergleicht, die vor hundert Jahren an ganz bedeutende, sogar für die Entwicklung des Theaters hochverdiente Künstler gezahlt wurden, dann merkt man so recht den Fortschritt, welcher bis heute gemacht wurde. 1740 begann Schönmann am 12. Januar zu Lüneburg mit einem Personal von 11 Köpfen seine Laufbahn als selbständiger Theaterunternehmer. Nach seinem eignen

Tagebuche betrug nun die Summe, welche er für wöchentlichen Gehalt ausgeben mußte, in summa summarum 16 Taler 8 Groschen. Davon erhielten 4 Glieder der Truppe je 2 Taler Wochengage; die niedrigste betrug 1 Taler 8 Gr. Ebenjoviel erhielten auch die 4 beschäftigten Schneidergehilfen. Ekhof, der hier seine künstlerische Laufbahn begann, erhielt pro Woche 1 Taler 16 Gr., also wenig über 5 Gr. per Tag, während für die Zettelträger und einen Zimmermann 6 Groschen Tagelohn gebucht sind. Beachtet man nun, daß die Ausgaben für notwendige Dinge dementsprechend hoch waren, was aus der Schönmannschen Notiz: „Vor mich ein par Schül 1 Thlr. 4 Gr.“ hervorgeht, so möchte eine solche Künstlerexistenz geradezu als ein Kunststück erscheinen. Der Prinzipal Schönmann zahlte für Hausmiete wöchentlich 2 Thaler, für seine Haushaltung zwischen 4 und 5 Thaler die Woche. Die Zettel für jede Vorstellung kosteten 20 Gr. Die Beleuchtung des ganzen Theaters mit Talglücker kostete 1 Thlr., die „Musik vor einen Tag 1 Thlr. 8 Gr.“ Nach alledem ist es auch nicht zu verwundern, wenn die später mit Ackermann selbständig gewordene Frau Schröder sich von der Gesellschaft trennte, weil ihr eine Gehaltszulage von 12 Groschen wöchentlich nicht gewährt wurde. Kohlhardt, durch sein Spiel unter der Reuberin berümt, hatte nie mehr als fünf Gulden die Woche erhalten und der später als Direktor besaßte Koch verlangte in der letzten Periode die unerhörte Gage von wöchentlich neun Gulden! — Und die Ackermann, Ekhof, Schönmann, Koch waren die Geister, welche vor und zu Lessings Zeit die Schauspielkunst förderten! Wenn man gegenüber solchen Thatfachen die herrlichen Tempel, die in der Neuzeit der dramatischen Kunst erbaut wurden, betrachtet, so wird einem erst klar, wie großen Dank wir diesen Männern schuldig sind! art.

Die frommen Amerikaner. In einer sehr beachtenswerten Arbeit im „Ausland“ gibt F. v. Hellwald die Summen, welche die christliche Bevölkerung in den „Bereinigten Staaten“ 1875 für Kirchen- und Missionszwecke aufbrachten auf 200 Millionen Dollar an, wovon allein 49 Millionen für Honorirung der Geistlichkeit verausgabt wurden. Die Methodistenkirche verbrauchte zu diesem Zweck 10, die Baptistenkirche 8, die Kongregationalisten 5, die Presbyterianer 3, die englische Hofkirche 3, andere evangelische Gemeinschaften 9, die Unitarianer und Universalisten 3 und die römisch-katholische Kirche 8 Millionen Dollar. — Philadelphia hatte 1876 allein 554 Kirchen, Kapellen und Versammlungshäuser zu religiösen Zwecken. Darunter sind 13 deutsch-lutherische, 20 deutsch-reformirte und 43 römisch-katholische Kirchen, 3 Remoniten-Bethäuser, 14 der Quäker, 10 Synagogen und der Rest verteilt sich auf die verschiedenen anderen Sekten. — Vor 100 Jahren gab es in den „Bereinigten Staaten“ höchstens 25 römisch-katholische Priester; 1800 soll sich ihre Zahl auf 40 belaufen haben; 1830 waren es 232 und 1848 bereits 890. Aber 1862 waren die Häupter der Priesterschaft bereits an Zahl auf 2317, 1872 auf 4309, 1875 endlich nach der amtlichen Statistik auf 5074 gestiegen. Zugleich gab es in diesem Jahre 1275, welche Theologie studirten und 6528 römisch-katholische Kirchen und Kapellen. Letztere Religionsgemeinschaft zählte in den Vereinigten Staaten 1875 33 theologische Seminare, 63 Kollegien, 557 Akademien und höhere Schulen, 1645 Pfarrschulen, 214 Mühle und 96 Hospitäler in ihrer Gemeinschaft. 1850 hatten die Katholiken ebenda 1222 Kirchen, 1870 schon 3806. Und damit man sieht, daß diese frommen Leute der Asteie auch in Amerika nicht in der Praxis besonders stark huldigen, bemerke ich noch, daß der Wert des Eigentums der katholischen Kirche 1850 9 256 758 Dollar betrug, während derselbe 1870 schon auf 60 985 566 Dollar angewachsen war. — Wenn man diese von Jahr zu Jahr steigenden Ziffern betrachtet, so gewinnt es den Anschein, als sei auch für die schwarzen Väter der amerikanischen Boden garnicht so ungünstig! — ff.

Papierproduktion. Man hat berechnet, daß in der ganzen Welt an Papier aus allen möglichen Bestandteilen, wie Leinen, Hanf, Stroh, Holz, Jute, Reis u. jährlich 900 Mill. Kilogramm fabrizirt werden. Die Hälfte dieser Quantität wird für die Presse verwendet, der Rest zu verschiedenen Zwecken; etwa 100 Mill. Kilogr. für Staatszwecke, 90 Mill. für Unterrichts-, 120 Millionen für Handels-, 90 Millionen für industrielle Zwecke und etwa 50 Millionen für Privatkorrespondenz. In fast 4000 Papierfabriken arbeiten 90 000 Männer und doppelt so viele Frauen. Die Vereinigten Staaten haben hier natürlich wieder den Löwenanteil; 2 Millionen Kilogramm wird eingeführt, 190 Millionen Kilogramm ausgeführt. -s.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fort.) — Judenhezen in Rußland. Von E. Lübed. (Fort.) — Von Edinburg in's Hochland. — Im Dorf der Schmied. Eine Geschichte aus dem Elsaß von Dr. Max Bogler. (Fort.) — Konrad Ekhof (Schluß). — Der Tronsal im Palast Ischeragan. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Schauspieler-Gehälter vor hundert Jahren. Die frommen Amerikaner. Papierproduktion.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigsstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von Franz Goldhausen in Stuttgart.